BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jubitz, Friedrich W.

Drei Blumensträuße für die lieben Kinder zur Belehrung und Unterhaltung

Bd.: 1

Nürnberg (1848)
Paed.pr. 1687-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760054-0

Drei

Blumensträuße

für

die lieben Kinder

zur Belehrung und Unterhaltung

gesammelt und gebunden

für Schule und Haus

von

Fr. Jubitz.

Pfarrer.

Der „deutschen Lesestücke" zweite ganz umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Nürnberg,

Verlag von Conrad Geiger.

1848.

153. C.

Drei

Blumensträuße

für

die lieben Kinder

zur Belehrung und Unterhaltung

gesammelt und gebunden

für Schule und Haus

von

Fr. Jubitz.

Pfarrer.

Der „deutschen Lesestücke" zweite ganz umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Nürnberg,

Verlag von Conrad Geiger.

1848.

153. C.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Vorliegendes Büchlein, die zweite Auflage der deutschen Lesestücke, ist zunächst für die ältere Privatelementarklasse am Gymnasium zu Nürnberg, und also für Knaben von 7—9 Jahren bestimmt. Es hat eine ganz neue, dem Bedürfniß angemeßnere Gestalt erhalten. Vor allem habe ich zu den von mir selbst bearbeiteten Stücken andere hinzugethan, welche aus fremder Feder geflossen sind, sowohl prosaische als auch Gedichte. Es ist dieses zur Herbeiführung der nothwendigen Mannigfaltigkeit unerläßlich gewesen, und ich habe dazu besonders etliche von den Mährchen der Gebr. Grimm benützt, welche ein Meisterstück einer kindlichkonkreten Sprache

sind, und für Kinder von diesem Alter gar nicht hoch genug angeschlagen werden können. Ferner habe ich einige Abschnitte aus dem Robinson von Campe beigefügt, einer Erscheinung, welche in ihrer Art eben so einzig ist. So weit diese Erzählung wirkliche Robinsonade bleibt, und nicht andere Zwecke verfolgt, ist die Sprache einfach und für das kindliche Alter vollkommen verständlich. Ich würde noch etliche Abschnitte aus Campe's Schriften benutzt haben, wenn sich nicht in ihnen mehr oder weniger versteckt das Bestreben kund gäbe, die Haupt- und Grundlehren des Christenthums geflißentlich zu untergraben. Man lese im 9. Theil der sämmtlichen Kinder- und Jugendschriften Wilsons Schiffbruch bei den Pelju-Inseln, S. 188 und 189, so wird man wissen, was ich meine. Da mir die Erzählung von diesem Schiffbruch schon in ihrem Original eine Tendenz dieser Art zu haben *scheint*, so ist sie in dieser zweiten Auflage ganz weggelassen worden. Von dem anerkannt trefflichen Jugendschriftsteller G. Nieritz habe ich nur ein einziges Stück aus den Auswandrern aufgenommen. Seine Schriften gehen schon weit über das

bezeichnete Alter hinaus. Ueberhaupt wollte ich durch Aufnahme von Erzählungen, mit denen die Jugend unserer Tage ohnedem in allzureicher Fülle überschüttet wird, den Raum für die naturgeschichtlichen Stücke und die damit verwandten Reisebeschreibungen nicht allzusehr schmälern, welche als belehrendes Moment die Hauptseite des Lesebuches bilden sollten.

Ich habe mich bestrebt, aus dem großen Reich der Natur einmal solche Erscheinungen auszuwählen, in denen sich die alles ordnende und leitende Hand des allmächtigen Schöpfers kund gibt, ferner solche, welche dem Kinde zu einem Beispiel dienen können, und endlich solche, welche einen besonders markirten und hervorstechenden Charakter haben. Bei der Bearbeitung habe ich mich einer lebendigkonkreten Sprache befleißigt, und mich bemüht, diese Erscheinungen so poetisch aufzufassen und darzustellen, als es mir ohne Verletzung der naturgeschichtlichen Wahrheit immer möglich war. Neben der Form, in welcher die Naturgeschichte gewöhnlich bearbeitet wird, habe ich die Brief- und die Gesprächsform benützt. Das Gespräch, in welchem das Kind

sich mit dem zu beschreibenden Thiere unterhält, ist natürlich die einfältigste und originellste Form; die einfältigste, weil man gezwungen wird, ganz auf die Stufe des Kindes herabzusteigen; die originellste, weil man nur solche Thiere dazu nehmen kann, welche wirklich etwas Originelles, sie vor andern Auszeichnendes, an sich haben. Die Briefform steht ihr an Einfalt am nächsten, weil man nicht so leicht in der Gefahr ist, das Subjekt, für welches man schreibt, aus den Augen zu verlieren, und weil die Anrede eine gewisse Lebendigkeit in die Darstellung bringt. In wie weit ich diesen beiden Formen genügt habe, mögen andere entscheiden.

Was nun die Reisebeschreibung betrifft, so habe ich mich besonders an die Entdeckung von Amerika gehalten. Es sind das nicht blos einfache und große Verhältniße, sondern der Name Columbus hat überhaupt in der Kinderwelt einen guten Klang, ich glaube darum, weil diese ganz wunderbare und außerordentliche Begebenheit der Robinsonade nahe steht, sie aber natürlich als wirkliche Geschichte, an Erhabenheit und Großartigkeit bei weitem übertrifft. Ich habe beson-

ders die erste Reise des Columbus vervollständigt, und ihr eine frischere und lebendigere Darstellung zu geben gesucht. Sie ist so wie das Stück, welches ich aus der vierten Reise des großen Entdeckers genommen habe, nach W. Irrvings vortrefflichem Werke bearbeitet, und wird ihren Eindruck auf das Gemüth des Kindes gewiß nicht verfehlen. Die Erlebnisse des Heemskerk und Barentz auf Nowaja Semlja sind nach dem alten Original bearbeitet.

Zum Schlusse habe ich noch einiges über die Zusammenreihung der Stücke zu sagen. Die Mannigfaltigkeit ist natürlich in einem Lesebuch für Kinder Hauptsache, doch darf sie nicht ohne Ordnung seyn. Es hat mich nun bei dem ersten Strauß die Erfahrung geleitet, daß Stücke, welche ihrem Inhalt nach keine oder nur unbedeutende Erklärung bedürfen, mit solchen wechseln müßen, über welche sich der Lehrer erklärend, ergänzend und fragend verbreiten kann. Folgen nämlich lauter Stück erster Art auf einander, so werden die Leseübungen zu langweilig, und es wird das Verständniß des Kindes nicht gehörig angeregt und weiter gefördert; folgen

lauter Stücke zweiter Art auf einander, so wird das Fortlesen, worauf besonders bei einer großen Schülerzahl sehr viel ankommt, zu oft und störend unterbrochen. Um diese zwei Abwege zu vermeiden, habe ich besonders in der ersten Abtheiluug folgende Ordnung festgehalten: Mährchen, Naturgeschichte, Gedicht. Das Mährchen braucht keine Erläuterung, es ist dem Kinde an und für sich verständlich, und es kann also dabei das ganze Augenmerk auf die formelle Leseübung gewendet worden; dagegen gibt die Naturgeschichte Anlaß zu Fragen, genaueren Erörterungen und Ergänzungen, durch welche man sich überzeugen kann, ob das Kind das Gelesene deutlich aufgefaßt, begriffen und behalten hat, eine für Lehrer und Schüler sehr angenehme und anregende Unterhaltung, bei der man auch die betreffenden Gegenstände aus der Naturgeschichte entweder in natura oder in Bildern vorzeigen kann.

In dem zweiten Strauß habe ich diesen Grundsatz im allgemeinen festgehalten, habe aber zugleich dabei hauptsächlich nach den Jahreszeiten geordnet. Die Hauptblume dieses Straußes bildet der Frühling mit den

sich anreihenden Briefen; um diesen Höhenpunkt legen sich alle andern an. Im dritten Strauß sollten eigentlich lauter für das fragliche Alter ausgewählte und bearbeitete Stücke aus Reisebeschreibungen seyn; ich habe es aber doch für besser gehalten, auch hier den Grundsatz der Abwechslung zu befolgen. Außerdem wird ein aufmerksamer Leser auch noch andere Beweggründe der Zusammenordnung bemerken, als z. B. bei N. 49 und 50, 45 und 46, 59 und 60 u. s. w.

Und so sey denn dieses Büchlein Eltern und Lehrern, welche mit der Erziehung und Belehrung dieses Alters zu thun haben, als eine freundliche Gabe zum freundlichen Empfang dargeboten.

Nürnberg, den 14. September 1847.

Fr. Jubitz.

Verzeichniß der in dem ersten Strauß enthaltenen Stücke.

Br. heißt Brief, Gd. Gedicht, M. Mährchen, Gspr. Gespräch.

1. Spruch von der Glocke und von der Uhr, Gd. v. Fr. Güll S. 1.
2. Die Ameisen, Br. v. Fr. Jubitz S. 1.
3. Schullied, Gd. v. Fr. Pocci S. 4.
4. Der Knabe und der zahme Rabe, Gspr. v. Fr. Jubitz S. 4.
5. Der Tanzbär, Gd. v. Chr. Schmid S. 7.
6. Der Fuchs und die Katze, M. v. Br. Grimm S. 8.
7. Die Verwandlung der Frösche, Br. v. Fr. Jubitz S. 9.
8. Birke und Tanne, Gd. v. Agn. Franz S. 10.
9. Der Fuchs und die Tauben S. 11.
10. Der Kuckuck, Br. v. Fr. Jubitz S. 12.
11. Das Kuckucksei, Gd. v. Agn. Franz S. 13.
12. Der Wolf und der Fuchs, M. v. Br. Grimm S. 14.
13. Der Naturf. P. wird von einer Schlange gebissen, v. Fr. Jubitz nach dem Original S. 17.
14. Die Lerche, Gd. v. Fr. Güll S. 19.
15. Das Lumpengesindel, M. v. Br. Grimm S. 19.
16. Die Milchkühe der Ameisen, Br. v. Fr. Jubitz S. 10.
17. Das Spiegelbild, Gd. v. Agn. Franz S. 24.
18. Von dem Tode des Hühnchens, M. v. Br. Grimm S. 25.
19. Die Heuschrecken, Br. v. Fr. Jubitz S. 27.
20. Das Büblein auf dem Eis, Gd. v. Fr. Güll S. 29.
21. Die drei Glückskinder, M. v. Br. Grimm S. 30.
22. Der Todengräber, v. Fr. Jubitz S. 34.
23. Die Kletter- und Windenpflanzen, Br. v. Fr. Jubitz S. 35.
24. Die Einkehr, Gd. v. Uhland S. 37.
25. Der Wolf und die sieben Geislein, M. v. Br. Grimm S. 38.
26. Die Pflanzen mit beweglichen Blättern, Br. v. Fr. Jubitz S. 42.
27. Der Floh, 2 Br. v. Fr. Jubitz S. 44.
28. Der Eistropfen, Gd. v. Agn. Franz S. 46.
29. Der Hund und der Sperling, M. v. Br. Grimm. S. 46.
30. Die Todenuhr v. Fr. Jubitz S. 51.
31. Die Ohrmuschel, Br. v. Fr. Jubitz S. 53.
32. Irrlicht, Gd. v. Agn. Franz S. 54.
33. Rothkäppchen, M. v. Br. Grimm S. 55.
34. Der Ameisenlöwe, 2 Br. v. Fr. Jubitz S. 59.
35. Robinson und Freitag v. Campe S. 63.

36. Der Ruhestörer, Gd. v. Fr. Blaul 69.
37. Vom klugen Schneiderlein, M. v. Br. Grimm S. 70.
38. Drei merkwürdige Bäume, Br. v. Fr. Jubitz S. 74.
39. Der Strauß und der Knabe, Gspr. v. Fr. Jubitz S. 76.
40. Robinson und das gestrandete Schiff v. Campe S. 79.
41. Der Hut der Bäume, Br. v. Fr. Jubitz, und das Kinderlied von den grünen Sommervögelein, Gd. v. Fr. Rückert S. 86.
42. Das Korn v. Fr. Jubitz S. 88.
43. Der Hahn, Gd. v. Fr. Güll S. 90.
44. Robinson untersucht das Schiff v. Campe S. 92.
45. Die fremden Ameisen, Br. v. Fr. Jubitz S. 100.
46. Der Knabe und die Ameisen Gd. v. Fr. Blaul S. 102.
47. Die Spechte v. Fr. Jubitz S. 104.
48. Robinsons Kampf mit den Wilden v. Campe S. 106.
49. Der Hund und der Mörder, Br. v. Fr. Jubitz S. 116.
50. Einer wacht, Gd. v. Fr. Blaul S 119.
51. Die Dattel- und Sagopalme, Br. v. Fr. Jubitz S. 120.
52. Die Leinwand v. Fr. Jubitz S. 122.
53. Die Fledermaus, Gspr. v. Fr. Jubitz S. 124.
54. Die Bremer Stadtmusikanten, M. v. Br. Grimm S. 127.
55. Das Zuckerrohr, die Arznei- und Giftpflanzen, Br. v. Fr. Jubitz S. 132.
56. Das Kind und die gefangene Eule, Gespr. v. Fr. Jubitz S. 134.
57. Die Eule, M. v. Br. Grimm S. 138.
58. Der ständige Begleiter, Gd. v. Fr. Blaul S. 141.
59. Die Treue des Hundes, Br. v. Fr. Jubitz S. 142.
60. Vom Hund, Gd. v. Fr. Güll S. 145.
61. Die treuen Thiere, M. v. Br. Grimm S. 147.
62. Riesen und Zwerge des Pflanzenreichs, Br. v. Fr. Jubitz S. 153.
63. Das Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt, Gd. v. Fr. Rückert S. 154.
64. Die Kokosnußpalme, Br. v. Fr. Jubitz S. 157.
65. Der Geruch des Hundes, Br. v. Fr. Jubitz S. 160.
66. Schmunzelkätzchen und Bullenbeiß, Gd. v. Fr. Güll S. 163.
67. Der Elephant v. Fr. Jubitz S. 167.
68. Die Spinne v. Fr. Jubitz S. 171.
69. Vom Spinnlein und Mücklein, Gd. v. Fr. Güll S. 174.

Erſter Strauß.

Erster Theil.

Spruch
von der Glocke und von der Uhr.

Es schlägt die Glocke Kling und Klang,
du Knab', die Stunden sind nicht lang,
du Knab', die Stunden fliehen schnell,
sey du ein fleißiger Gesell!
Wer träg und faul die Zeit verthut,
der borgt zuletzt sein'n Schuh und Hut,
und hat er Hunger, hat er Durst,
ihm fehlen Bier und Brod und Wurst.
Mit ihrem Ticktack spricht die Uhr:
Mein Kind du lebst ein Weilchen nur,
ein jeder neuer Stundenschlag
gemahnt dich an den letzten Tag.
Von deiner Wiege bis zum Grab
ist kurz der Weg, dies merk' dir Knab!

Fr. Güll.

Lieber Paul!

Ich weiß ein großes langhaariges Thier, das wegen seiner Faulheit auf der ganzen Welt berühmt ist. Auch unter den Büblein, welche in

die Schule gehen, gibt es gar manchen solchen Faulpelz, der durch seine Faulheit auf der Welt berühmt werden will. Es ist das aber ein schlechter Ruhm, und das Faulthier ist dazu da, daß du sehen könntest, was ein fauler Mensch für ein häßliches Ding ist. Dagegen gibt es in der weiten Schöpfung gar mancherlei Thierchen, an welchen du hinwiederum sehen kannst, was es um den Fleiß Schönes ist. Eines davon, die Ameise, will ich dir jetzt zu einem Exempel vor Augen stellen, und dir von seiner Lebensart und seinem Haushalt erzählen.

In jedem Ameisenhaufen leben Männchen, Weibchen und Arbeiter. Diese Arbeiter sind ein rechtes Bild des Fleißes. Sie bauen das Nest und bessern es jeden Tag aus. Sieh ihnen nur einmal in deinem Garten zu, wie sie den ganzen Tag ein Sandkörnlein um das andre aus ihrem Nest heraufschleppen, wie sie Straßen und bedeckte Gänge bauen, in denen sie hin und herwandern.

Die Arbeiter schaffen ferner für sich und das ganze Ameisenvolk, die Nahrungsmittel herbei. Tag und Nacht streifen sie herum nach Schnecken, Käfern, Würmern, Raupen u. dgl. und schleppen sie in das Nest. Oft ziehen sechs, acht, zwölf Ameisen an einem Wurm, wenn eine einzige nicht stark genug ist. Früchten und größeren Thieren, welche sie nicht fortschleppen können, saugen sie den Saft aus und tragen ihn im Magen nach Hause. Begegnet ihnen denn ein hung-

riger Kamerad, so lassen sie ein Tröpfchen Saft zum Maule heraus und füttern ihn damit.

Die Arbeiter tragen ferner die Eier und Puppen in die Sonne. Die Weibchen legen nämlich weiße Eierchen, nicht größer als geriebener Zucker, welche von den Arbeitern sorgfältig aufbewahrt werden. Aus diesen Eierchen schlüpfen winzigkleine weiße Würmlein, die aber nicht herumkriechen können, weil sie keine Füße haben. Sie werden daher von den Arbeitern sorgfältig gewartet und gefüttert, bis sie sich einpuppen. Die Puppen hast du schon oft gesehen, hast auch bisweilen deine Nachtigall damit gefüttert. Man nennt sie gewöhnlich Ameiseneier, sollte sie aber Ameisenpuppen nennen. Diese Puppen werden nun von den Arbeitern auf das Sorgfältigste gehütet und gepflegt. Sie tragen dieselbigen immer dahin, wo der Erdboden feucht und von der Sonne recht erwärmt ist, besonders unter Steine, auf welche die Sonne recht heiß scheint, und werden nicht müde, bis die jungen Ameisen endlich ausschlüpfen. Wenn du einen solchen Stein aufhebst, so schleppen die Arbeiter alle Puppen in größter Eile in ihre Löcher. Man schnitt einmal einem Arbeiter den Leib ab, und doch brachte er mit halbem Leibe noch mehrere Puppen in Sicherheit. Nun genug für diesmal. Ich hoffe, Du wirst nicht dem Faulthier, sondern der emsigen Ameise nachschlagen. Lebe wohl.

Schullied.

Wir sind noch jung und sind noch klein,
drum wollen wir recht lernen,
und fleißig wie die Bienen seyn,
und stille gleich den Sternen.

Es leuchtet ja die ganze Nacht
ihr klarer stiller Schimmer;
wir geben drum gleich ihnen acht,
sind still und folgsam immer.

Die Fischlein machen's anders nicht,
die sind auch immer munter,
und schwimmen, wenn der Tag anbricht,
die Bächlein auf und unter.

Wir thuen's auch den Vöglein nach,
die singen von den Bäumen:
Ihr Kinder, seht, schon ist es Tag,
drum ist's nicht Zeit zu träumen.

Wir lernen drum mit frohem Muth,
dann gehts auch viel geschwinder,
und doppelt schmeckt die Ruhe gut,
sind fleißig kleine Kinder.

Franz Pocci.

Der Knabe und der zahme Rabe.

Kn. Was bist du in deinem kohlschwarzen Rocke für ein Geselle? Du wackelst ja herum, als wenn du nicht einmal gehen könntest?

R. Ich bin ein Rabe, habe zwar einen wackelnden Gang, kann aber um so besser flie-

gen, und fürchte mich vor keinem Vogel, auch wenn er noch so groß und kühn ist. Sieh nur meinen Schnabel, der ist stark und scharf, mit ihm beiße und haue ich.

Kn. Ja ja, ich habe schon von dir sagen hören, daß du den Leuten mit deinem Schnabel die Waden blutig beißest, junge Hunde Katzen und Küchlein todt machst, dich gegen die Hunde wehrst, daß sie davonlaufen müßen, und was dergleichen Heldenthaten mehr sind. Aber von was lebst du in deinen Bergen und Wäldern?

R. Ich lebe von jungen Haasen, Rebhühnern, Vogeleiern, Mäusen und Regenwürmern. Auch Aas ist mir ein Leckerbissen, und man heißt mich deshalb einen Galgenvogel, weil ich das Fleisch der Gehenkten fresse.

Kn. Pfui du garstiges Thier! Laß mir doch auch einmal deine Stimme hören, du Wackler!

R. Ich schreie kroach, kroach, bin aber ein so kluger und gescheider Vogel, daß ich das Krähen der Hähne, das Gacken der Hühner, das Bellen der Hunde, ja sogar das Schlagen der Uhren nachmachen lerne. Auch lerne ich pfeifen wie ein Mensch auf dem Finger oder mit dem Munde pfeift. Ja was meinst du? Ich habe eine so geschickte Zunge, daß ich sogar sprechen lerne. Laß dir erzählen. Weil ich die Leute oft in die Waden biß und allerlei Narrendinge trieb, so drohte mir meine Hausfrau öfter mit dem Finger, und sagte dazu: Du, du, nimm dich in

Acht. Das merkte ich mir wohl, und als sie einmal wieder über den Hof ging, puderte ich meine Federn auf, stellte mich recht zornig, und rief: Du, du, nimm dich in Acht.

Kn. Das hast du gut gemacht. Aber ich habe auch von dir sagen hören, daß du ein Dieb bist, und gern glänzende Dinge stiehlst und davonträgst. Ist das wahr?

R. Ei freilich, ich bin ein Galgen- und ein Diebsvogel. Glänzende Dinge stechen mir in die Augen, ich trage sie fort und verstecke sie. Einmal war einer meiner zahmen Kameraden in einem Wirthshause, woselbst man eine vornehme Herrschaft erwartete. Die Wirthsleute deckten den Tisch, und legten silberne Löffel Messer und Gabeln auf das Tischtuch, sperrten die Thüre zu, und ließen nur das Fenster offen. Als mein Kamerad die glänzenden Dinge sah, konnte er nicht wiederstehen, flog verstohlens zum Fenster hinein, nahm einen Löffel und ein Messer nach dem andern in den Schnabel, und trug sie in den Hof auf einen Misthaufen. Wie erschracken die Wirthsleute, als die Herrschaft ankam und der Tisch war leer. Ihr Schrecken verkehrte sich aber in Lachen, als sie nach einigem Suchen sahen, daß mein Kamerad auf dem Misthaufen den Hühnern den Tisch gedeckt hatte.

Nun kannst du gehen, sonst beiß ich dich in die Waden.

Der Tanzbär.

Ei sehet doch, der Bär, der Bär!
Mit schwerem Schritt trabt er daher!
Der Mann dort mit dem Ranzen,
der lässet ihn hübsch tanzen.
Die Trommel brummt, die Pfeife quickt,
wie sich's zu solchem Tanze schickt.

Der Bär ist gar ein faules Thier,
verschläft sein halbes Leben schier;
darum bekommt der Träge
vom Treiber viele Schläge.
Wollt ihr vor Strafen sicher seyn,
arbeitet brav und lernet fein.

Der Bär, der ist ein Schleckermaul,
im Honigrauben gar nicht faul.
Die Bienen, sich zu rächen,
mit manchem Stich ihn stechen.
Seht, solchen schmerzenvollen Lohn
trägt oft die Schleckerei davon.

Der Bär, der brummt ohn' Unterlaß
im zornigen ergrimmten Baß;
drum, Kinder, laßt euch wehren,
und brummt nicht wie die Bären —
sonst fügt man in die Näschen klein
euch hübsche Eisenringlein ein.

Der Bär, der Bär, der grobe Bär
ist naschhaft faul und brummt gar sehr,
drum kann er wieder gehen,
wir haben gnug gesehen.
Wir wollen fleißig mäßig fein,
und keine Brummelbären seyn.

Chr. Schmidt.

Der Fuchs und die Katze.

Es trug sich zu, daß die Katze in einem Walde dem Herrn Fuchs begegnete, und weil sie dachte er ist gescheidt und wohl erfahren, und gilt viel in der Welt, so sprach sie ihm freundlich zu. „Guten Tag, lieber Herr Fuchs, wie gehts? wie stehts? wie schlagt ihr euch durch in dieser theuren Zeit?" Der Fuchs, alles Hochmuthes voll, sah sie an von Kopf bis zu Füßen, und wußte lange nicht, ob er eine Antwort geben sollte. Endlich sprach er: „O du armseliger Wicht, du buntscheckiger Narr, du Hungerleider und Mäusejäger, was kommt dir in den Sinn? du unterstehst dich zu fragen wie mirs gehe? was hast du gelernt? wie viel Künste verstehst du?" „Ich verstehe nur eine einzige" antwortete bescheidentlich die Katze. „Was ist das für eine Kunst?" fragte der Fuchs. „Wenn die Hunde hinter mir her sind, so kann ich auf einen Baum springen, und mich retten." „Ist das alles?" sagte der Fuchs, „ich bin Herr über hundert Künste, und habe überdies noch einen Sack voll Liste. Du jammerst mich, komm mit mir, ich will dich lehren wie man den Hunden entgeht." Indem kam ein Jäger mit vier Hunden daher. Die Katze sprang behend auf einen Baum, und setzte sich in den Gipfel, wo Aeste und Laubwerk sie völlig verbargen. „Bindet den Sack auf, Herr Fuchs, bindet den Sack auf," rief ihm die Katze zu, aber die Hunde hatten

ihn schon gepackt, und hielten ihn fest. „Ei, Herr Fuchs," rief die Katze, „ihr bleibt mit euern hundert Künsten stecken. Hättet ihr herauffriechen können, wie ich, so wärs nicht um euer Leben geschehen."

Br. Grimm.

Lieber Heinrich!

Du hast mir vor einiger Zeit geschrieben, daß du auf einem Spatziergang zweibeinige Fischlein gefangen habest. Da hast du eine ganz besondere Entdeckung gemacht; denn bisher hat man immer nur Fische mit Flossen gefunden, aber Fische, welche zwei Beine haben, hat noch niemand gesehen als du. Du hast doch ein solches Fischlein mitgenommen, und hast es in ein Glas mit Wasser gesetzt, damit ich dieses sonderbare Thier sehen kann, wenn ich zu dir komme? Hebe es ja sorgfältig auf; denn ich glaube, es wird noch zwei Vorderfüße bekommen und den Schwanz verlieren, und dann wird ein junges Fröschlein aus dem Wasser hüpfen. Der Frosch ist also, wie du siehst, ein sehr merkwürdiges Thier. Laß dir erzählen, wie es mit seiner Verwandlung zugeht.

Die Frösche legen im Frühjahr schwärzliche Eier, die von einem gelblichen Schleim umgeben sind. Leicht kannst Du einen Klumpen solcher Eier in Teichen Gräben und Pfützen finden, denn da werden sie von der Sonnenwärme ausgebrütet. Aus den Eiern kommen aber nicht so-

gleich Junge, die den alten Fröschen gleich sehen, sondern schwarze Fischlein, welche die Naturforscher Kaulquappen nennen. Sie bleiben im Wasser, nagen an Blättern und Wurzeln, und bekommen dann zuerst die zwei Hinterfüße. Während der Schwanz immer mehr einschrumpft, bekommt der junge Frosch nun auch die zwei Vorderfüße und hüpft fröhlich davon. Alles dieses kannst du selbst beobachten, wenn du einige von den Kaulquappen, die du gefunden hast, in ein Glas mit Schlamm und Wasser setzest, und ihnen von Zeit zu Zeit etwas geriebenes Brod hineinwirfst. Lebe wohl.

Birke und Tanne.

Birke.

Du alte Tanne im dunklen Kleid,
du solltest dich schämen zur Frühlingszeit!
Sieh, wie ich mit festlichem Grün mich geschmückt,
daß jeder mich voll Freude erblickt!
Bald kommt das Pfingstfest, dann wirst du mich sehn
als Zierde vor jedem Hause stehn;
doch deine ernste finstre Gestalt
begehret keiner im ganzen Wald.

Tanne.

O Birke prahle nicht so kühn
mit deinem schönen jungen Grün!
Wohl trage ich Winters und Sommerszeit
dasselbe schlichte dunkle Kleid.

Doch wenn ich im Herbste noch grüne am Hügel,
steckst du als Ruthe schon hinter dem Spiegel.
O wie die Kinder dich fliehen erschrocken!
Ich aber in meinen krausen Locken,
Darf als Christbaum zu ihrem Behagen,
die schönen Weihnachtslichter tragen.

Agn. Franz.

Der Fuchs und die Tauben.

Einmal haben wilde Tauben auf einem hohen Waldbaum ein Nest gehabt, haben Eier gelegt und Junge ausgebrütet. Da kommt der Fuchs und sagt: Wenn ihr mir nicht ein Junges herabwerft, so steig ich hinauf und fresse euer ganzes Nest und euch dazu. In der Angst werfen ihm die Tauben ein Junges hinunter. Das sieht der listige Spatz und sagt: Ihr einfältigen Tauben, wenn der Räuber wiederkommt, so sprecht: Fuchs, wir fürchten uns nicht; wenn du kannst, so steig herauf! Als nun der Fuchs wiederkam, gaben sie ihm diese Antwort. Der Spatz aber saß nicht weit weg auf einem Dornbusch. Auf ihn ging der Fuchs zu, lobte ihn und sagte: Wie gut haben es doch die Vögel! Ihr könnt hinfliegen, wo ihr wollt; aber leider seyd ihr vor Kälte und Wind nicht sicher. O, sagte Junker Spatz, der Wind thut uns nichts; bläst er von der rechten Seite her, so stecken wir den Kopf unter den linken Flügel; bläst er aber von der linken, so stecken wir den Kopf unter den

rechten Flügel. Wie er nun so ein rechtes Geschwätz macht, sagt der Fuchs: Liebes Spätzlein, ich höre nicht gut, und du sitzest so hoch oben. Dem Fuchs zu Gefallen setzte sich der Spatz tiefer herunter. Aber fragte Fuchs der Listige weiter: Wie macht ihr es, wenn der Wind von vornen bläst? Der Spatz wollte ihm das zeigen, und steckte den Kopf zwischen die Beine. Rapps schnappte der Fuchs hin, und fraß den einfältigen Spatzen, der wohl den Tauben aber sich selbst nicht zu rathen wußte.

Lieber Andreas!

Du hast also den Kuckuck schon schreien hören. Aber sag mir doch, warum schreit denn der Kuckuck im Winter nicht? „Weil er im Herbst fortzieht und erst im Frühling wiederkommt." Ganz recht. Der Kuckuck ist also ein Zugvogel. Aber weißt du auch schon, daß der Kuckuck kein Nest baut, sondern seine Eier in die Nester anderer Vögel legt? Alle Vögel bauen ein Nest, nur der Kuckuck nicht. Wenn das Weibchen ein Ei legen will, so sucht es die Nester kleinerer Vögel auf. Hat es z. B. das Nest einer Bachstelze gefunden, so wartet es, bis die Bachstelze weggeflogen ist und legt nun ganz heimlich ein Ei in das Nest. Die arglose Bachstelze brütet das Kuckucksei mit aus. Sobald der junge Kuckuck groß genug ist, so gibt er sich alle Mühe, die Jungen der Bachstelze aus dem Nest zu werfen. Er drängt sich unter das Junge hinunter, nimmt

es auf seinen breiten Rücken, rutscht damit an den Rand des Nestes und stürzt es hinaus. O der abscheuliche Kuckuck! höre ich dich ausrufen; damit vergilt er seinen Pflegeeltern ihre Mühe, daß er ihre Kinder zum Nest hinauswirft? Sey nicht zu unwillig, lieber Andreas! Denn der Kuckuck wird bald so groß uud gefräßig, daß die kleine Bachstelze gewiß nicht im Stande wäre, ihn und ihre eigenen Jungen zu ernähren. Sie läßt sich durch diesen Undank auch gar nicht abschrecken. Sie bringt der armen Waise eine Raupe um die andre und einen Käfer um den andern, bis sie flügge geworden ist. Und wie wunderbar! Den alten Kuckuck necken die kleinen Vögel, wo sie ihn finden; aber dem jungen tragen sie Speise zu, sobald er nur den Schnabel aufthut. Merke, lieber Andreas, ohne den Willen des Schöpfers kommt selbst kein Kuckuck um, auch wenn ihn Vater und Mutter verlassen. Leb wohl.

Das Kuckuksei.

Bachstelze.

Ihr Schwestern kommt herbei!
In meinem Neste ein fremdes Ei!
Der Kuckuck hat es hineingelegt,
der Niemand um Erlaubniß frägt.
Kommt her und rathet, was soll ich thun?
Verstoß ich's oder behalt ich's nun?
Da kamen die Vögel von allen Seiten,
und begannen sich über das Ei zu streiten.

Der eine sagte mit klugen Blicken:
Das große Ei wird die andern erdrücken!
Der zweite rief: Welch thöricht Bemühn,
ein Ungeheuer sich zu erziehn!
Der eine schrie ja, das andre nein!
Von Streit ertönte der ganze Hain.
Die gute Bachstelze aber begab
sich still auf's Nest und sprach herab:
Das Ei ist einmal nun gelegt;
wenn meine Sorgfalt es verpflegt,
so lohnt es wohl so treuer Hut,
veredeln läßt sich die schlimmste Brut.
Der Kuckuck hörte dem Streite zu,
und lachte heimlich: Gucku, Gucku!

Agn. Franz.

Der Wolf und der Fuchs.

Der Wolf hatte den Fuchs bei sich, und was der Wolf wollte, das mußte der Fuchs thun, weil er der schwächste war, und der Fuchs wär gerne des Herrn los gewesen. Es trug sich zu, daß sie beide durch den Wald giengen, da sprach der Wolf: „Rothfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich.“ Da antwortete der Fuchs: „Ich weiß einen Bauernhof, wo ein Paar junge Lämmlein sind, hast du Lust, so wollen wir eins holen.“ Der Wolf wars zufrieden, und sie giengen hin, und der Fuchs stahl das Lämmlein, brachte es dem Wolf, und machte sich fort. Da fraß es der Wolf auf, war aber damit noch nicht zufrieden, sondern wollte das andere dazu haben,

und gieng es zu holen. Weil er es aber so ungeschickt machte, ward es die Mutter vom Lämmlein gewahr, und fieng an entsetzlich zu schreien und zu bläen, daß die Bauern herbeigelaufen kamen. Da fanden sie den Wolf, und schlugen ihn so erbärmlich, daß er hinkend und heulend bei dem Fuchs ankam. „Du hast mich schön angeführt," sprach er, „ich wollte das andere Lamm holen, da haben mich die Bauern erwischt, und haben mich weich geschlagen." Der Fuchs antwortete: „Warum bist du so ein Nimmersatt."

Am andern Tag giengen sie wieder ins Feld, sprach der unersättliche Wolf abermals: „Rothfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich." Da antwortete der Fuchs: „Ich weiß ein Bauernhaus, da backt die Frau heut Abend Pfannkuchen, wir wollen uns davon holen." Sie giengen hin, und der Fuchs schlich ums Haus herum, guckte und schnupperte so lange, bis er ausfindig machte, wo die Schüssel stand, zog dann sechs Pfannkuchen herab, und brachte sie dem Wolf. „Da hast du zu fressen," sprach er zu ihm, und gieng seiner Wege. Der Wolf hatte die Pfannkuchen in einem Augenblick hinuntergeschluckt, und sprach: „Sie schmecken nach mehr," gieng hin, und riß geradezu die ganze Schüssel herunter, daß sie in Stücke zersprang. Da gabs einen gewaltigen Lärm, daß die Frau herauskam, und als sie den Wolf sah, rief sie die Leute, die eilten herbei, und schlugen ihn was Zeug wollte halten, daß er mit zwei lahmen Beinen

laut heulend zum Fuchs in den Wald hinaus kam. „Was hast du mich garstig angeführt!“ rief er, „die Bauern haben mich erwischt, und mir die Haut gegerbt.“ Der Fuchs aber antwortete: „Warum bist du so ein Nimmersatt.“

Am dritten Tag, als sie beisammen draußen waren, und der Wolf mit Mühe nur forthinkte, sprach er doch wieder: „Rothfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich.“ Der Fuchs antwortete: „Ich weiß einen Mann, der hat geschlachtet, und das gesalzene Fleisch liegt in einem Faß im Keller, das wollen wir holen.“ Sprach der Wolf: „Aber ich will gleich mitgehen, damit du mir hilfst, wenn ich nicht fort kann.“ „Meinetwegen“ sagte der Fuchs, und zeigte ihm die Schliche und Wege, auf welchen sie endlich in den Keller gelangten. Da war nun Fleisch im Ueberfluß, und der Wolf machte sich gleich daran, und dachte: „bis ich aufhöre, hats Zeit.“ Der Fuchs ließ sichs auch gut schmecken, blickte überall herum, lief aber oft zu dem Loch, durch welches sie gekommen waren, und versuchte, ob sein Leib noch schmal genug wäre durchzuschlüpfen. Sprach der Wolf: „Lieber Fuchs, sag mir warum rennst du so hin und her, und springst hinaus und herein?“ „Ich muß doch sehen, ob niemand kommt,“ antwortete der listige, „friß nur nicht zu viel.“ Da sagte der Wolf: „Ich gehe nicht eher fort, als bis das Faß leer ist.“ Indem kam der Bauer, der den Lärm von des Fuchses Sprüngen gehört hatte, in den Keller.

Der Fuchs, wie er ihn sah, war mit einem Satz zum Loch draußen; der Wolf wollte nach, aber er hatte sich so dick gefressen, daß er nicht mehr durch konnte, sondern stecken blieb. Da kam der Bauer mit einem Knüppel, und schlug ihn todt. Der Fuchs aber sprang in den Wald, und war froh, daß er den alten Nimmersatt los war.

Br. Grimm.

Der Naturforscher Pöppig wird von einer Schlange gebissen.

Pöppig, der auf einer Reise in Südamerika war, wollte in der Dämmerung noch einen blühenden Baum abhauen. Da war es ihm plötzlich, als falle ein Tropfen brennendes Siegellack auf seinen Fuß. Vor Schmerzen machte er einen Sprung und dachte: Gewiß hat dich ein giftiges Thier gebissen! Zu seinem Schrecken entdeckte er auch wirklich eine braune Schlange, die zusammengerollt und mit erhobenem Kopf neben ihm lag. Ihre feuerrothen Augen glänzten in der Dämmerung fürchterlich. Er tödtete die Schlange mit dem Beil, schleuderte sie weit weg, und eilte zu seiner Hütte, denn schon fing der Fuß an zu schwellen und lahm zu werden. Ein blauer Fleck mit zwei schwarzen Punkten war da, wo die Schlange hingebissen hatte. Diesen blauen Fleck riß ein Indianer mit einer Packnadel auf, und schnitt die Haut mit einem Messer weg. Schwarzes Blut strömte heraus.

laut heulend zum Fuchs in den Wald hinaus kam. „Was hast du mich garstig angeführt!“ rief er, „die Bauern haben mich erwischt, und mir die Haut gegerbt.“ Der Fuchs aber antwortete: „Warum bist du so ein Nimmersatt.“

Am dritten Tag, als sie beisammen draußen waren, und der Wolf mit Mühe nur forthinkte, sprach er doch wieder: „Rothfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich.“ Der Fuchs antwortete: „Ich weiß einen Mann, der hat geschlachtet, und das gesalzene Fleisch liegt in einem Faß im Keller, das wollen wir holen.“ Sprach der Wolf: „Aber ich will gleich mitgehen, damit du mir hilfst, wenn ich nicht fort kann.“ „Meinetwegen“ sagte der Fuchs, und zeigte ihm die Schliche und Wege, auf welchen sie endlich in den Keller gelangten. Da war nun Fleisch im Ueberfluß, und der Wolf machte sich gleich daran, und dachte: „bis ich aufhöre, hats Zeit.“ Der Fuchs ließ sichs auch gut schmecken, blickte überall herum, lief aber oft zu dem Loch, durch welches sie gekommen waren, und versuchte, ob sein Leib noch schmal genug wäre durchzuschlüpfen. Sprach der Wolf: „Lieber Fuchs, sag mir warum rennst du so hin und her, und springst hinaus und herein?“ „Ich muß doch sehen, ob niemand kommt,“ antwortete der listige, „friß nur nicht zu viel.“ Da sagte der Wolf: „Ich gehe nicht eher fort, als bis das Faß leer ist.“ Indem kam der Bauer, der den Lärm von des Fuchses Sprüngen gehört hatte, in den Keller.

Der Fuchs, wie er ihn sah, war mit einem Satz zum Loch draußen; der Wolf wollte nach, aber er hatte sich so dick gefressen, daß er nicht mehr durch konnte, sondern stecken blieb. Da kam der Bauer mit einem Knüppel, und schlug ihn todt. Der Fuchs aber sprang in den Wald, und war froh, daß er den alten Nimmersatt los war.

Br. Grimm.

Der Naturforscher Pöppig wird von einer Schlange gebissen.

Pöppig, der auf einer Reise in Südamerika war, wollte in der Dämmerung noch einen blühenden Baum abhauen. Da war es ihm plötzlich, als falle ein Tropfen brennendes Siegellack auf seinen Fuß. Vor Schmerzen machte er einen Sprung und dachte: Gewiß hat dich ein giftiges Thier gebissen! Zu seinem Schrecken entdeckte er auch wirklich eine braune Schlange, die zusammengerollt und mit erhobenem Kopf neben ihm lag. Ihre feuerrothen Augen glänzten in der Dämmerung fürchterlich. Er tödtete die Schlange mit dem Beil, schleuderte sie weit weg, und eilte zu seiner Hütte, denn schon fing der Fuß an zu schwellen und lahm zu werden. Ein blauer Fleck mit zwei schwarzen Punkten war da, wo die Schlange hingebissen hatte. Diesen blauen Fleck riß ein Indianer mit einer Packnadel auf, und schnitt die Haut mit einem Messer weg. Schwarzes Blut strömte heraus.

Das waren Schmerzen! Darauf machte man ein Goldstück glühend und legte es auf die Wunde. Das zischte und brannte! Pöppig meinte, er müße jeden Augenblick in Ohnmacht fallen. Schnell schrieb er noch einige Zeilen mit Bleistift an seine Freunde. Da war es ihm, als werde es um ihn Nacht, es vergingen ihm die Sinne, wie ein Sterbender sank er auf sein Lager nieder. Mitternacht war schon lange vorbei, als er wieder erwachte. Der Fuß schmerzte sehr; Wie Feuer ging das Fieber durch seinen Leib; er kam in Schweiß. Draußen aber stürmte und regnete es, und weil das Dach der Hütte nur von Blättern gemacht war, so ging der Regen bald durch; große Tropfen fielen auf das Lager und den erhitzten Leib. Nichts konnte Pöppig bewegen als den Kopf, denn die ganze linke Seite war geschwollen. So lag er allein und ohne Hülfe im herabtropfenden Regen, und erst als es hell wurde, sahen sich die furchtsamen Indianer nach ihm um. Nach 14 Tagen versuchte es Pöppig eines Morgens, von seinem Lager aufzustehen; er war aber noch so schwach, daß ihn die Indianer vor die Hütte hinausführen mußten. Da setzte er sich auf ein Tigergerfell nieder in die laue Luft und den Sonnenschein. Er dankte Gott und freute sich über die blühenden Bäume, bunten Schmetterlinge und singenden Vögel.

Wie die Lerche über Berge sich schwingt und singt.

Die Lerche hat erspüret
ein Würmlein in dem Feld.
Nun weiß sie, daß gebühret
auch Dank dem Herrn der Welt.
Nun rauscht sie aus den Schlüften
und Furchen schnell hervor,
und schaukelt sich in Lüften,
und schwingt sich hoch empor.
Und singt und jubiliret,
so, daß es schallt und gellt,
und jauchzt und tiriliret
dem großen Herrn der Welt.
Und hast du's schon gesehen,
mein Kind, und hast's gehört,
so wirst du auch verstehen,
was dich das Lerchlein lehrt.

Fr. Güll.

Das Lumpengesindel.

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „Jetzt ist die Zeit, wo die Nüsse reif werden, da wollen wir auf den Berg gehen, und uns einmal recht satt essen, ehe sie das Eichhorn alle wegholt." „Ja," antwortete das Hühnchen, „komm, wir wollen uns eine Lust machen." Da giengen sie zusammen fort auf den Berg, und weil es ein herrlicher Tag war, blie-

ben sie bis zum Abend. Nun weiß ich nicht ob sie sich so dick gegessen hatten, oder ob sie übermüthig geworden waren, kurz, sie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußschalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hühnchen hinein, und sagte zum Hähnchen: „Du kannst dich nur immer vorspannen.“ „Du kommst mir recht,“ sagte das Hähnchen, „lieber geh ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorspannen lasse, nein, so haben wir nicht gewettet. Kutscher will ich wohl sein und auf dem Bock sitzen, aber selbst ziehen, das thu ich nicht.“

Wie sie so stritten, schnatterte eine Ente daher: „Ihr Diebsvolk, wer hat euch geheißen in meinen Nußberg gehen, wartet, das soll euch schlecht bekommen!“ gieng damit auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul, und stieg der Ente tüchtig zu Leib. Endlich hackte es mit seinem Sporn so gewaltig auf sie los, daß sie um Gnade bat, und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich nun auf den Bock, und war Kutscher, und darauf gieng es fort in einem Jagen: „Ente, lauf zu was du kannst!“ Als sie ein Stück Weges gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Die riefen: „Halt! halt!“ und sagten, es würde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, dabei wäre es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten: sie wären

auf der Schneiderherberge vor dem Thor gewesen, und hätten sich beim Bier verspätet. Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen, doch mußten sie versprechen ihm und seinem Hühnchen nicht auf die Füße zu treten. Spät Abends kamen sie zu einem Wirthshaus, und weil sie die Nacht nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war, und von einer Seite auf die andere fiel, so kehrten sie ein. Der Wirth machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus sey schon voll, gedachte auch wohl es möchte keine vornehme Herrschaft sein. Endlich aber, da sie süße Reden führten, er sollte das Ei haben, welches das Hühnchen unterweges gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins legte, so gab er nach. Nun ließen sie wieder frisch auftragen, und lebten in Saus und Braus. Früh Morgens, als es erst noch dämmmerte, und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf, und sie verzehrten es zusammen; die Schalen aber warfen sie auf den Feuerheerd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf, und steckten sie in das Sesselkissen des Wirths, die Stecknadel aber in sein Handtuch, endlich flogen sie, mir nichts dir nichts, über die Haide davon. Die Ente, die gern unter freiem Himmel schlief, und im Hof geblieben war, hörte sie fortschnurren, machte sich munter, und fand einen Bach, auf dem sie hinabschwamm, und das gieng geschwin-

der als vor dem Wagen. Ein paar Stunden danach hob sich der Wirth aus den Federn, wusch sich, und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da fuhr ihm die Stecknadel über das Gesicht und machte ihm einen rothen Strich von einem Ohr zum andern; dann gieng er in die Küche, und wollte sich eine Pfeife anstecken; wie er aber an den Herd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute Morgen will mir Alles an meinen Kopf," sagte er, und ließ sich verdrießlich auf seinen Großvaterstuhl nieder; aber wie geschwind fuhr er wieder in die Höhe, und schrie: „Auweh!" denn die Nähnadel hatte ihn noch schlimmer und nicht in den Kopf gestochen. Nun war er vollends böse, und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern Abend gekommen waren: und wie er gieng und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt, und zum Dank noch obendrein Schabernack treibt.

Br. Grimm.

Lieber Adolph!

Du weißt doch, daß wir uns deswegen Kühe halten und sie sorgfältig pflegen und füttern, weil sie uns Milch geben. Wie wirst du dich aber wundern, wenn ich dir sage, daß auch die Ameisen ihre Milchkühe haben. Sie sind ganz klein und sitzen oft in großer Menge um die Zweige des Hollunders, der Rosen und anderer Gewächse, ja eine Art lebt sogar unter der Erde

an den Wurzeln des Grases. Wir nennen sie Blattläuse. Sie stecken ihren feinen Saugstachel in die jungen Triebe der Pflanzen, und saugen ihnen den Saft aus. Auf ihrem Rücken stehen zwei Röhrchen, durch welche sie von Zeit zu Zeit ein süßes Tröpfchen herauslassen. Dieses Tröpfchen ist die Milch, welche die Ameisen begierig einsaugen. Sie streifen daher überall herum, um eine Blattlausherde aufzusuchen. Haben sie eine solche Herde gefunden, so hüten sie dieselbe sorgfältig, und vertheidigen sie tapfer gegen fremde Ameisen. Wenn sie hungrig sind, gehen sie zu einer Blattlaus, und berühren sie mit den Fühlhörnern. Sogleich läßt die Blattlaus ein süßes Tröpfchen heraus, welches die Ameise wegnimmt und verschluckt. Dieses alles kannst du selbstsehen, wenn du Blattläuse aufsuchst, die auf einem Rosenzweig sitzen. Da wirst du sehen, wie die Ameisen auf ihren Milchkühen herumgehen und sie hüten.

Aber sie thun noch mehr. Wenn ein Zweig, an dem die Blattläuse sitzen, nicht gar zu hoch ist, so bauen sie sogar eine Mauer von Erde herum. Unter dieser Mauer sitzt die ganze Blattlausherde sicher. Es gibt gelbe Ameisen, welche ihre Nester auf Wiesen und in Grasgärten anlegen. Diese holen die Blattläuse, welche an den Wurzeln des Grases leben, herbei, und halten sie in ihren Nestern, wie wir unsere Küche in den Ställen halten. Sind sie hungrig, so lassen sie sich von ihren Kühen ein Tröpfchen Zuckersaft geben. Auch mehrere andere Ameisen

halten die Blattläuse in ihren Nestern und stehlen sie sogar einander. Die Blattläuse legen im Herbst schwarze Eier, diese Eier tragen die Ameisen in eine Höhle und warten sie sorgfältig, bis sie auskriechen. Siehe, so ist in der weiten Schöpfung kein Geschöpf für sich da; eines soll dem andern helfen und beistehen, wo und wie es kann. Lebe wohl.

Das Spiegelbild.

Fritz.

Du Knab' im Spiegel dort so klein,
ich rathe, laß das Drohen seyn!
Wag nicht, die Hände emporzuheben,
als wolltest du mir Schläge geben!
Den Augenblick sieh freundlich aus,
Sonst jag' ich dich aus dem Spiegel hinaus!

Mutter.

Was schiltst du doch den kleinen Mann?
Mit gutem Beispiel geh voran,
so wird er freundlich seyn und ruhn,
und gern nach deinem Willen thun.
Reich ihm die Hand! Ich steh' dafür,
er beut sogleich die seine dir.

Das Kind befolgte der Mutter Wort,
da war der schmollende Knabe fort.
Statt seiner reichte ihm galant
ein lächelnder Knabe die Freundeshand.
Da lachte Fritz und sprach vergnügt:
Nun hab ich den kleinen Murrkopf besiegt!
Von heut' an geh ich jedermann
mit gleichem gutem Beispiel voran!

Agn. Franz.

Von dem Tode des Hühnchens.

Auf eine Zeit gieng das Hühnchen mit dem Hähnchen in den Nußberg, und sie machten mit einander aus, wer einen Nußkern fände, sollte ihn mit dem andern theilen. Nun fand das Hühnchen eine große große Nuß, sagte aber nichts davon, und wollte den Kern allein essen. Der Kern war aber so dick, daß es ihn nicht hinunterschlucken konnte, und er ihm im Hals stecken blieb, daß ihm angst wurde, es müßte ersticken. Da schrie das Hühnchen: „Hähnchen, ich bitt dich lauf, was du kannst, und hol mir Wasser, sonst erstick ich.“ Das Hähnchen lief, was es konnte, zum Brunnen, und sprach: „Born, du sollst mir Wasser geben; das Hühnchen liegt auf dem Nußberg, hat einen großen Nußkern geschluckt, und will ersticken.“ Der Brunnen antwortete: „Lauf erst hin zur Braut, und laß dir rothe Seide geben.“ Das Hähnchen lief zur Braut: „Braut, du sollst mir rothe Seide geben; rothe Seide will ich dem Brunnen geben, der Brunnen soll mir Wasser geben, das Wasser will ich dem Hühnchen bringen, das liegt auf dem Nußberg, hat einen großen Nußkern geschluckt, und will daran ersticken.“ Die Braut antwortete: „lauf erst, und hol mir mein Kränzlein, das blieb an einer Weide hängen.“ Da lief das Hähnchen zur Weide, und zog das Kränzlein von dem Ast, und brachte es der Braut, und die Braut gab ihm rothe Seide dafür, die brachte es dem Brunnen,

halten die Blattläuse in ihren Nestern und stehlen sie sogar einander. Die Blattläuse legen im Herbst schwarze Eier, diese Eier tragen die Ameisen in eine Höhle und warten sie sorgfältig, bis sie auskriechen. Siehe, so ist in der weiten Schöpfung kein Geschöpf für sich da; eines soll dem andern helfen und beistehen, wo und wie es kann. Lebe wohl.

Das Spiegelbild.

Fritz.

Du Knab' im Spiegel dort so klein,
ich rathe, laß das Drohen seyn!
Wag nicht, die Hände emporzuheben,
als wolltest du mir Schläge geben!
Den Augenblick sieh freundlich aus,
Sonst jag' ich dich aus dem Spiegel hinaus!

Mutter.

Was schiltst du doch den kleinen Mann?
Mit gutem Beispiel geh voran,
so wird er freundlich seyn und ruhn,
und gern nach deinem Willen thun.
Reich ihm die Hand! Ich steh' dafür,
er beut sogleich die seine dir.

Das Kind befolgte der Mutter Wort,
da war der schmollende Knabe fort.
Statt seiner reichte ihm galant
ein lächelnder Knabe die Freundeshand.
Da lachte Fritz und sprach vergnügt:
Nun hab ich den kleinen Murrkopf besiegt!
Von heut' an geh ich jedermann
mit gleichem gutem Beispiel voran!

Agn. Franz.

Von dem Tode des Hühnchens.

Auf eine Zeit gieng das Hühnchen mit dem Hähnchen in den Nußberg, und sie machten mit einander aus, wer einen Nußkern fände, sollte ihn mit dem andern theilen. Nun fand das Hühnchen eine große große Nuß, sagte aber nichts davon, und wollte den Kern allein essen. Der Kern war aber so dick, daß es ihn nicht hinunterschlucken konnte, und er ihm im Hals stecken blieb, daß ihm angst wurde, es müßte ersticken. Da schrie das Hühnchen: „Hähnchen, ich bitt dich lauf, was du kannst, und hol mir Wasser, sonst erstick ich.“ Das Hähnchen lief, was es konnte, zum Brunnen, und sprach: „Born, du sollst mir Wasser geben; das Hühnchen liegt auf dem Nußberg, hat einen großen Nußkern geschluckt, und will ersticken.“ Der Brunnen antwortete: „Lauf erst hin zur Braut, und laß dir rothe Seide geben.“ Das Hähnchen lief zur Braut: „Braut, du sollst mir rothe Seide geben; rothe Seide will ich dem Brunnen geben, der Brunnen soll mir Wasser geben, das Wasser will ich dem Hühnchen bringen, das liegt auf dem Nußberg, hat einen großen Nußkern geschluckt, und will daran ersticken.“ Die Braut antwortete: „lauf erst, und hol mir mein Kränzlein, das blieb an einer Weide hängen.“ Da lief das Hähnchen zur Weide, und zog das Kränzlein von dem Ast, und brachte es der Braut, und die Braut gab ihm rothe Seide dafür, die brachte es dem Brunnen,

der gab ihn Wasser dafür. Da brachte das Hähnchen das Wasser zum Hühnchen. Wie es aber hinkam, war dieweil das Hühnchen erstickt, und lag da todt, und regte sich nicht. Da war das Hähnchen so traurig, daß es laut schrie, und kamen alle Thiere, und beklagten das Hühnchen; und sechs Mäuse bauten einen kleinen Wagen, das Hühnchen darin zum Grabe zu fahren; und als der Wagen fertig war, spannten sie sich davor, und das Hähnchen fuhr. Auf dem Wege aber kam der Fuchs: „Wo willst du hin, Hähnchen?" „Ich will mein Hühnchen begraben." „Darf ich mitfahren?"

„Ja, aber setz dich hinten auf den Wagen, vorne könnens meine Pferdchen nicht vertragen." Da setzte sich der Fuchs hinten auf, dann der Wolf, der Bär, der Hirsch, der Löwe und alle Thiere in dem Wald. So gieng die Fahrt fort.

Da kamen sie an einen Bach. „Wie sollen wir nun hinüber?" sagte das Hähnchen. Da lag ein Strohhalm am Bach, der sagte: „Ich will mich queer drüber legen, so könnt ihr über mich fahren." Wie aber die sechs Mäuse auf die Brücke kamen, rutschte der Strohhalm, und fiel ins Wasser, und die sechs Mäuse fielen alle hinein, und ertranken. Da gieng die Noth von neuem an, und kam eine Kohle und sagte: „Ich bin groß genug, ich will mich darüber legen, und ihr sollt über mich fahren." Die Kohle legte sich auch an das Wasser, aber sie berührte es unglücklicher Weise ein wenig, da zischte sie, ver-

löschte, und war todt. Wie das ein Stein sah, erbarmte er sich, und wollte dem Hähnchen helfen, und legte sich über das Wasser. Da zog nun das Hähnchen den Wagen selber, wie es ihn aber bald drüben hatte, und war mit dem todten Hühnchen auf dem Land, und wollte die andern, die hinten auf saßen, auch heran ziehen, da waren ihrer zu viel geworden, und der Wagen fiel zurück, und alles fiel mit einander in das Wasser, und ertrank. Da war das Hähnchen noch allein mit dem todten Hühnchen, und grub ihm ein Grab, und legte es hinein, und machte einen Hügel darüber, auf den setzte es sich, und grämte sich so lang bis es auch starb; und da war alles todt.

Br. Grimm.

Lieber Theobald!

Wenn du im September oder Oktober an einem warmen sonnigen Tage am Saum eines Waldes spatzieren gehst, so kann es geschehen, daß plötzlich vor dir ein Vögelein auffliegt, im Fliegen ein Geklapper macht, und sich nicht weit von dir wieder niederläßt. Gehst du hinzu, um das artige Klappervögelein zu fangen, so fliegt es unversehens wieder auf. Fängst du es endlich doch und besiehst es, so hast du eine Heuschrecke mit rothen Flügeln, welche man von ihrem schnarrenden Flug die Schnarrheuschrecke nennt. Du siehst also, daß die Heuschrecken nicht blos Springfüße, sondern auch schön gefärbte

Flügel haben, welche sie im Sitzen künstlich zusammenfalten.

Heuschrecken gibt es bei uns und in andern Ländern eine große Zahl. Die große grüne Säbelheuschrecke, welche man auch das Heupferd nennt, wirst du schon oft gesehen haben. Sie trägt am Hinterleib einen ziemlich langen grünen Säbel, womit sie indessen nicht haut und sticht, sondern Löcher in die Erde bohrt, und ihre Eier hineinlegt. Diese Heuschrecken können auch Musik machen und singen. Sie singen aber nicht mit dem Maul sondern mit den Füßen. Viele hundert sitzen oft in einem Haberfeld und musizieren im Herbst an schönen Abenden, daß es eine Freude ist.

Solltest du noch nichts von dem wandelnden Blatt gehört haben? Das ist auch eine Schrecke mit grünen Flügeln. Wenn sie sich bewegt, so meint man nicht anders, als es habe ein grünes Blatt Füße bekommen und wandle herum. Sonst haben die Leute gemeint, dieses Thier wachse auf den Bäumen, falle, wenn es zeitig sey, ab, und krieche oder fliege davon. Eine andre solche Laubschrecke hat Flügel, die wie ein braunes verwelktes Blatt aussehen. Dazu hat das sonderbare Thier einen langen dünnen braunen Leib, so daß man nicht anders meint, als es spaziere da ein dürres Zweiglein von einem Baum herum.

Alle Heuschrecken, von denen ich dir bis jetzt geschrieben habe, sind harmlose Thiere, die uns

keinen Schaden thun. Aber so bald ich kann, will ich dir von einer erzählen, welche furchtbarer ist als ein blutgieriger Tiger. Lebe wohl.

Will sehen, was ich weiß
vom Büblein auf dem Eis.

Gefroren hat es heuer
noch gar kein festes Eis.
Büblein geht auf den Weiher,
und spricht so zu sich leis:
Ich will es einmal wagen,
das Eis, es muß doch tragen,
wer weiß?

Das Büblein stampft und hacket
mit seinem Stiefelein.
Das Eis auf einmal knacket,
und krach! da brichts hinein.
Das Büblein plascht und krabbelt
Als wie ein Krebs, und zappelt
und schreit:
O helft, ich muß versinken
in lauter Eis und Schnee!
O helft, ich muß ertrinken
im tiefen, tiefen See!
Wär nicht ein Mann gekommen,
der sich ein Herz genommen,
O weh!
Der packt es bei dem Schopfe,
und zieht es dann heraus,
vom Fuße bis zum Kopfe

wie eine Wassermaus.
Das Büblein hat getropfet,
der Vater hat's geklopfet
zu Haus.

Fr. Güll.

Die drei Glückskinder.

Ein Vater ließ einmal seine drei Söhne vor sich kommen, und schenkte dem ersten einen Hahn, dem zweiten eine Sense, dem dritten eine Katze. „Ich bin schon alt," sagte er, „und mein Tod ist nah, da wollte ich euch vor meinem Ende noch versorgen. Geld hab ich nicht, und was ich euch jetzt gebe, scheint wenig werth, es kommt aber bloß darauf an, daß ihr es verständig anwendet; sucht euch nur ein Land, wo dergleichen Dinge noch unbekannt sind, so ist euer Glück gemacht." Nach dem Tode des Vaters gieng der älteste mit seinem Hahn aus, wo er aber hinkam, war der Hahn schon bekannt. In den Städten sah er ihn schon von weitem auf den Thürmen sitzen, und sich mit dem Wind umdrehen, in den Dörfern hörte er mehr als einen krähen, und niemand wollte sich über das Thier wundern, so daß es nicht das Ansehen hatte, als würde er sein Glück damit machen. Endlich aber gerieths ihm doch, daß er auf eine Insel kam, wo die Leute nichts von einem Hahn wußten, sogar ihre Zeit nicht einzutheilen verstanden. Sie wußten wohl wenns Morgen oder Abend war, aber Nachts, wenn sies nicht verschliefen, wußte

sich keiner aus der Zeit herauszufinden. „Seht," sprach er, „was für ein stolzes Thier, es trägt eine rubinrothe Krone auf dem Kopf, und hat Sporn an, wie ein Ritter; es ruft euch des Nachts dreimal zu bestimmter Zeit an, und wenns das letztemal ruft, so geht die Sonne bald auf. Wenns aber bei hellem Tag ruft, so richtet euch darauf ein, dann gibts gewiß anderes Wetter." Den Leuten gefiel das wohl, sie schliefen eine ganze Nacht nicht, und hörten mit großer Freude wie der Hahn um zwei, vier und sechs Uhr laut und vernehmlich die Zeit abrief. Sie fragten ihn, ob das Thier nicht feil wäre, und wieviel er dafür verlangte. „Etwa so viel, als ein Esel Gold trägt," antwortete er. „Ein Spottgeld, für ein so kostbares Thier" riefen sie insgesammt, und gaben ihm gerne was er gefordert hatte.

Als er mit dem Reichthum heim kam, verwunderten sich seine Brüder, und der zweite sprach: So will ich mich doch aufmachen, und sehen ob ich meine Sense auch so gut losschlagen kann." Es hatte aber nicht das Ansehen danach, denn überall begegneten ihm Bauern, und hatten so gut eine Sense auf der Schulter, als er. Doch zuletzt glückte es ihm auch mit der Insel, wo die Leute nichts von einer Sense wußten. Wenn dort das Korn reif war, so fuhren sie Kanonen vor den Feldern auf und schossens herunter. Das war nun ein ungewisses Ding, mancher schoß darüber hinaus, ein anderer traf

statt des Halms die Aehren, und schoß sie fort, dabei kam viel um, und obendrein gabs einen lästerlichen Lärmen. Da stellte sich der Mann hin, und mähte es so still und so geschwind nieder, daß die Leute Maul und Nase vor Verwunderung aufsperrten. Sie waren willig ihm dafür zu geben was er verlangte, und er bekam ein Pferd, dem war Gold aufgeladen, so viel es tragen konnte.

Nun wollte der dritte Bruder seine Katze auch an den rechten Mann bringen. Es gieng ihm wie den andern, so lange er auf dem festem Lande blieb, war nichts auszurichten, es gab aller Orten Katzen, und so viel, daß die neugebornen Jungen meist im Wasser ersäuft wurden. Endlich ließ er sich auf eine Insel überschiffen, und es traf sich glücklicherweise, daß dort noch niemals eine gesehen war, und doch die Mäuse so überhand genommen hatten, daß sie auf den Tischen und Bänken tanzten, der Hausherr mochte daheim sein oder nicht. Die Leute jammerten gewaltig über die Plage, der König selbst wußte sich in seinem Schlosse nicht dagegen zu retten. In allen Ecken pfiffen Mäuse, und zernagten was sie mit ihren Zähnen nur packen konnten. Da fieng nun die Katze ihre Jagd an, und hatte bald ein Paar Säle gereinigt, und die Leute baten den König das Wunderthier für das Reich zu kaufen. Der König gab gerne, was gefordert wurde, das war ein mit Gold beladener Maulesel, und der dritte Bruder kam mit den allergrößten Schätzen heim.

Die Katze machte sich in dem königlichen Schlosse eine rechte Lust mit den Mäusen, und biß so viele todt, daß sie nicht mehr zu zählen waren. Endlich ward ihr von der Arbeit heiß, und sie bekam Durst. Da blieb sie stehen, drehte den Kopf in die Höhe und schrie: „miau, miau.“ Der König sammt allen seinen Leuten, als sie das seltsame Geschrei vernahmen, erschraken, und liefen in ihrer Angst sämmtlich zum Schloß hinaus. Unten hielt der König Rath, was zu thun das beste wäre; zuletzt ward beschlossen, einen Herold an die Katze abzuschicken, und sie aufzufordern, das Schloß zu verlassen oder zu gewärtigen, daß Gewalt gegen sie gebraucht würde. Die Räthe sagten: „Lieber wollen wir uns von den Mäusen plagen lassen, an das Uebel sind wir gewöhnt, als unser Leben einem solchen Unthier Preis geben.“ Ein Edelknabe mußte hinauf gehen, und die Katze fragen, ob sie das Schloß gutwillig räumen wollte? Die Katze aber, deren Durst nur noch größer geworden war, antwortete bloß: „miau, miau.“ Der Edelknabe verstand „durchaus, durchaus nicht,“ und überbrachte dem König die Antwort. „Nun,“ sprachen die Räthe, „soll sie der Gewalt weichen.“ Es wurden Kanonen aufgeführt, und das Haus in Brand geschossen. Als das Feuer in den Saal kam, wo die Katze saß, sprang sie glücklich zum Fenster hinaus; die Belagerer hörten aber nicht eher auf, als bis das ganze Schloß in Grund und Boden geschossen war.

Br. Grimm.

Der Todengräber.

Der Todengräber ist ein Käfer, welcher diesen Namen erhalten hat, weil er todte Thiere begräbt. Legt man im Juni eine todte Maus oder Frosch auf die Erde, und das todte Thier fängt an zu verwesen, so werden sich alsbald mehrere Todengräber einfinden. Zuerst untersuchen sie den Boden, auf dem das Thier liegt. Ist er locker genug, so fangen sie ihre Arbeit sogleich an. Ist aber der Boden hart oder steinigt, so kriechen sie unter die todte Maus hinunter, nehmen sie auf ihren Rücken, und tragen sie langsam fort, bis sie zu einem Boden kommen, der zum Begraben taugt. Nun zwängen sie sich unter die Maus hinunter, und scharren mit den Füßen die Erde weg, daß sie immer tiefer in den Boden hineinsinkt. Das treiben sie so lange, bis sie die Maus ganz unter die Erde gebracht haben. Spießt man einen todten Frosch an ein Hölzchen und steckt dieses in die Erde, so wühlen die Todtengräber so lang an dem Hölzchen, bis es umfällt, und der Frosch auf die Erde zu liegen kommt, dann erst begraben sie ihn. Ist das todte Thier ganz mit Erde bedeckt, so legen die Weibchen ihre Eier hinein, aus welchen Würmer kommen, die das angefangene Werk dadurch vollenden, daß sie das begrabene Thier auffressen. Sind diese Würmer groß genug geworden, so kriechen sie in die Erde und verpuppen sich. Aus jeder Puppe schlüpft ein

Todengräber, der sein Handwerk, das ihm von Gott befohlen ist, sogleich zu üben anfängt, und so viel er kann, dazu beiträgt, daß die todten Thiere von dem Erdboden weggeräumt werden.

Lieber Carl!

Du wirst jetzt in deinem Garten mancherlei Pflanzen haben, und wirst dich an den weißen rothen blauen gelben Blumen ergötzen. Aber kaum wirst du wissen, daß in deinem Garten Pflanzen wachsen, welche einen Wickelschwanz haben. Einen Wickelschwanz, wirst du sagen, was ist denn das? Das will ich dir sagen. Es gibt Affen, welche wie die Katzen einen langen Schwanz haben. Diesen Schwanz können sie um einen Baumast herumwickeln und sich damit festhalten, wie mit einer Hand. Und deswegen nennt man ihn einen Wickelschwanz.

Du hast doch schon eine Erbse und eine Wicke gesehen? Beide Pflanzen haben einen so dünnen Stengel, daß sie sich nicht aufrichten können, wenn du ihnen nicht einen Stock gibst. An diesen Stock halten sie sich an, wie wir uns mit einer Hand anhalten, und klettern an ihm die Höhe, und man nennt sie darum Kletterpflanzen. Aber womit halten sie sich denn an? Betrachte eine Erbse, so wirst du an ihr grüne Fäden bemerken, welche hie und da aus dem Stengel hervorwachsen. Diese grünen Fäden nennt man Ranken. Die Erbse schlingt sie wie ein Wickelschwänzchen um deinen Stock

und hält sich damit an ihm fest. Solche wunderbare Ranken haben auch die Wicken und alle kletternden Pflanzen. Du kannst dir leicht das Vergnügen machen, und sehen, wie eine spanische Wicke mit ihren Wickelschwänzchen nach einer Stange langt, und sich daran festhält.

Es sind noch andere Pflanzen in deinem Garten, welche einen so langen und dünnen Stengel haben, daß sie sich ohne eine Stange nicht aufrichten können. Ich meine die Bohne und den Hopfen. Diese aber haben keine Ranken, sondern sie schlingen sich wie eine dünne Schlange um die Stange herum, so daß sie kein Sturm herunterreißen kann. Dabei sind sie aber so eigensinnig, daß sich die Bohne nur rechts, der Hopfen nur links um die Stange windet. Zu diesen Windenpflanzen gehört auch die weiße und blaue Winde, welche sich mit ihrem dünnen Stengel um Sträucher und Bäume herumwinden. Nun, lieber Carl, du kannst daraus sehen, wie der gütige Schöpfer auch für eine Erbse und eine Bohne auf das liebreichste gesorgt hat.

Lieber Theodor!

Rathe, was ist das?

Im Lenz erquick ich dich,
im Sommer kühl ich dich,
im Herbst ernähr ich dich,
im Winter wärm ich dich.

Das ist leicht errathen, wirst du sagen. Es ist ein Baum. Ists nicht wahr? Im Frühling erfreut sich dein Auge und deine Nase an den Farben und dem Duft seiner Blüthen. Im Sommer legst du dich in seinen kühlen Schatten auf den grünen Rasen. Im Herbst läßt du dir seine Früchte, die Aepfel und Birnen, wohl schmecken. Im Winter läßt er sich endlich gar geduldig zerhauen und in den Ofen werfen. Ein Dichter, Namens L. Uhland, schildert uns in folgendem Gedicht den Baum als eine liebliche Herberge:

Die Einkehr.

Bei einem Wirthe wundermild,
da war ich jüngst zu Gaste;
ein goldner Apfel war sein Schild
an einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
bei dem ich eingekehret;
mit süßer Kost und frischem Schaum
hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
viel leichtbeschwingte Gäste;
sie sprangen frei und hielten Schmaus,
und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
auf weichen grünen Matten,
der Wirth, er deckte selbst mich zu
mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
da schüttelt er die Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
von der Wurzel bis zum Gipfel.

Der Wolf und die sieben jungen Geislein.

Es war einmal eine alte Geis, die hatte sieben junge Geislein, und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat. Eines Tages wollte sie in den Wald und Futter holen, da rief sie alle sieben herbei, und sprach: „Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seyd auf eurer Hut vor dem Wolf; wenn er herein kommt, so frißt er Euch alle mit Haut und Haar. Er verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn erkennen." Die Geislein sagten: „Liebe Mutter, wir wollen uns schon in Acht nehmen, Ihr könnt ohne Sorge fortgehen." Da machte sich die Alte auf den Weg.

Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an die Hausthür, und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da, und hat jedem von Euch etwas mitgebracht." Aber die Geiserchen hörten an der rauhen Stimme, daß es der Wolf war. „Wir machen nicht auf," riefen sie, „du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine und liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rauh; du bist der Wolf." Da ging der Wolf fort zu einem Krämer und kaufte sich ein großes

Stück Kreide, die aß er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Hausthür, und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da, und hat jedem von Euch etwas mitgebracht.“ Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die Kinder, und riefen: „Wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß, wie du; du bist der Wolf.“ Da lief der Wolf zu einem Bäcker und sprach: „Ich habe mich an den Fuß gestoßen, streich mir Teich darüber.“ Dann lief er zum Müller, und sprach: „Streu mir weißes Mehl auf meine Pfote.“ Der Müller dachte: „der Wolf will einen betrügen“ und weigerte sich, aber der Wolf sprach: „Wenn du es nicht thust, so fresse ich dich.“ Da fürchtete sich der Müller, und machte ihm die Pfote weiß. Ja, so sind die Menschen.

Nun ging der Bösewicht zum drittenmal zu der Hausthüre, klopfte an und sprach: „Macht mir auf, Kinder, euer liebes Mütterchen ist heim gekommen, und hat jedem von Euch etwas aus dem Walde mitgebracht.“ Die Geiserchen riefen: „Zeig uns erst deine Pfote, damit wir wissen, daß du unser liebes Mütterchen bist.“ Da legte er die Pfote ins Fenster, und als sie sahen, daß sie weiß war, so glaubten sie es wäre alles wahr, und machten die Thüre auf. Wer aber hereinkam, das war der Wolf. Sie erschraken und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in

den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschschüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle, und machte nicht langes Federlesen, eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen hinunter; nur das jüngste in dem Uhrkasten das fand er nicht. Als der Wolf seine Lust gebüßt hatte, trollte er sich fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum, und fing an einzuschlafen.

Nicht lange danach kam die alte Geis aus dem Walde wieder heim. Ach was mußte sie da erblicken! Die Hausthüre stand sperrweit auf. Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschschüssel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgends waren sie zu finden. Sie rief sie nacheinander beim Namen, aber keins gab Antwort, bis sie das jüngste nannte, das rief: „Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten," sprang heraus, und erzählte ihr was geschehen war, daß der Wolf doch herein gekommen wäre und die andern alle gefressen hätte. Da könnt ihr denken wie sie über ihre armen Kinder geweint hat.

Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geislein lief mit. Und als sie auf die Wiese kam, so lag da der Wolf an dem Baum, und schnarchte, daß die Aeste zitterten. Sie betrachtete ihn von allen Seiten, und sah daß in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte

und zappelte. „Ach Gott," dachte sie, „sollten meine armen Kinder, die er zum Abendbrot hinuntergewürgt hat, noch am Leben seyn?" Da mußte das Geislein nach Haus laufen, und Scheere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Ungethüm den Wanst auf, und kaum hatte sie einen Schnitt gethan, so streckte schon ein Geislein den Kopf heraus, und als sie weiter schnitt, so sprangen nacheinander alle sechse heraus, und waren noch alle am Leben, und hatten nicht einmal Schaden gelitten, denn das Ungethüm hatte sie in der Gier ganz hinunter geschluckt. Was war das für eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter, und hüpften wie ein Schneider, der Hochzeit hält. Die Alte aber sagte: „Jetzt geht und sucht Wackersteine, damit wollen wir dem gottlosen Thier den Bauch füllen, so lange es noch im Schlafe liegt." Da schleppten die sieben Geiserchen in aller Eile die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, so viel nur hinein wollten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, daß er nichts merkte, und sich nicht einmal regte.

Als der Wolf ausgeschlafen hatte, machte er sich auf die Beine, und weil er so großen Durst empfand, wollte er zu einem Brunnen gehen, und trinken. Als er aber anfing sich zu bewegen, so rappelten die Steine in seinem Bauch aneinander. Da rief er:

Was rumpelt und pumpelt
in meinem Bauch herum?

Ich meinte es wären sechs Geislein,
so sinds lauter Wackerstein."

Und als er an den Brunnen kam, und sich über das Wasser bückte, und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er mußte jämmerlich ersaufen. Als die sieben Geislein das sahen, da kamen sie herbei gelaufen, riefen laut: „Der Wolf ist todt! der Wolf ist todt!" und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.

Br. Grimm.

Lieber Gottlieb!

Betrachte doch die Pflanzen und Bäume in deinem Garten und sage mir, ob sich ihre Blätter bewegen können, wie etwa ein Thier seinen Fuß aufhebt, oder wie ein Schmetterling seine Flügel schwingt. Du wirst mir antworten: sie stehen den ganzen Tag stille; nur der Wind bewegt sie hin und her. Doch kannst du in deinem Garten eine Pflanze finden, welche ihre Blätter langsam bewegt, auch wenn kein Wind geht. Das ist die Feigbohne oder der türkische Veil. Sie hat Blätter, die einer Hand mit ausgestreckten Fingern gleichen. Diese Blätter haben Morgens einen andern Stand als Mittags und Mittags einen andern als Abends. Sie richten sich dabei immer nach der Sonne. Wie die Sonne steht, so werden auch die Blätter der Feigbohne stehen.

Die Bewegung ist freilich so langsam, daß man sie nicht bemerkt, wie du auch die Bewegung

eines Uhrzeigers nicht bemerkst, ob er gleich nicht still steht. Aber ich kenne drei Pflanzen, welche ihre Blätter bewegen, so daß wir es sehen. Diese merkwürdigen Pflanzen wachsen freilich weit von uns; doch kannst du sie in vielen Gewächshäusern finden. Die eine nennt man die Sinnpflanze oder die Mimose. Sie hat gefiederte Blätter. An einem Blattstiel steht ein Blättlein dem andern gegenüber. Wenn die Sonne scheint, so liegen alle diese Blättlein ausgebreitet da. Sobald du aber ein Blatt mit dem Finger berührst, oder den Topf schüttelst, so schließen sie sich alle erschrocken zusammen, eines legt sich an das andere fest an. Erst nach und nach breiten sie sich wieder aus.

Die zweite Pflanze ist der bewegliche Hahnenkammklee. An der Spitze eines jeden Blattstiels steht ein großes Blatt, das zu beiden Seiten noch zwei kleine Blätter hat. Diese zwei Blättchen sind immer in Bewegung. Wenn das eine aufsteigt, steigt das andere nieder, und wenn das eine niedersteigt, steigt das andere auf.

Die dritte Pflanze endlich ist die Fliegenfalle. Sie hat rundliche Blätter, welche bei stiller warmer Luft ausgebreitet liegen; sobald sich aber eine Fliege oder ein anderes Kerf auf das Blatt setzt, so schließt es sich schnell zusammen, die Fliege ist gefangen, und erst wenn sie todt ist, breitet sich das Blatt wieder aus. Wenn du mich besuchst, so will ich dir diese merkwürdige Pflanze zeigen. Die Sinnpflanze kannst du dir

von deinem Gärtner stecken und aufziehen lassen. Dann magst du sie betrachten, so lang du willst. Lebe wohl.

Lieber Conrad!

Hast du schon je einmal den lustigen Sprüngen eines Flohes zugesehen? Du wirst lachen und sagen, das ist mir noch nie eingefallen; denn wenn ich einen solchen Menschenquäler hüpfen sah, so hab ich ihn nicht leben lassen. Du hast recht. Dieser kleine Luftspringer ist nicht blos ein Menschen- sondern auch ein unersättlicher Thierquäler. Wir dürfen indessen noch zufrieden seyn mit unserer Qual. Denn uns quälen zwei oder drei solche Springer, welchen wir leicht den Garaus machen können. Aber ich weiß Gegenden, wo die Flöhe in solcher Anzahl hausen, daß sie in großen Gesellschaften auf dem Boden der Zimmer herumhüpfen und jeden Menschen heißhungrig anfallen. Ehe die Leute in ein solches Haus hineingehen, belegen sie den steinernen Boden der Zimmer mit Stroh und zünden es an. Allein auch das hilft nicht viel. Die ungarischen Schäfer beschmieren ihre Leinwand mit Speck, damit die Flöhe vor ihnen einen Eckel haben sollen, und Christine, die Königin von Schweden, wollte sie gar mit einer Kanone erschießen lassen. Darüber lachst du. Doch höre auf zu lachen und sage mir, woher kommen denn die Flöhe? Wachsen sie im Mist oder in den Sägespähnen? Warum nicht gar, wirst du sagen; der alte Floh

legt Eier und aus diesen Eiern kommen junge Flöhe. Der erste Satz, lieber Conrad, ist richtig; der zweite ist falsch; denn aus den Eiern kommen keine jungen Flöhe, sondern..... was meinst du? Darüber besinne dich, und laß mich es wissen.

Lieber Conrad!

Du hast es errathen, was aus den Eiern des Flohes schlüpft, oder du hast es in deiner Naturgeschichte gefunden. Also kleine Würmer oder Larven kommen aus den Eiern und diese Larven leben von allerlei Unrath. Endlich wird eine weiße Puppe aus ihnen, die schon wie ein Floh aussieht. Und erst aus der Puppe schlüpft der junge Floh. Wo also viel Unrath ist, da werden auch viele Flöhe seyn, weil der Floh seine Eier in den Unrath legt.

Wie klein ist der Floh und wie große Sprünge macht er! Wenn du nach deiner Größe solche Sprünge machen solltest, wie der Floh, so müßtest du so hoch springen als ein Kirchenthurm ist. Dieses winzige Thier hat aber auch sonst in seinen Gliedern eine große Kraft. Ein englischer Künstler machte einmal eine elfenbeinerne Kutsche mit sechs Pferden. Auf dem Bock saß ein Kutscher, der seinen Hund zwischen den Beinen hatte; in der Kutsche waren vier Personen und vier Bediente standen hinten darauf. Dieses alles zog ein einziger Floh. Ein anderer zog eine silberne Kanone auf Rädern, die 24mal

schwerer war, als er selbst. Diese Kanone feuerte man sogar los, ohne daß der Floh besonders erschrocken wäre. Nun hab ich dir genug von unserm Luftspringer erzählt. Seine übrigen Eigenschaften magst du selber beobachten. Leb wohl.

Der Eistropfen.

Kind.

Sieh, Mutter, was ich im Grase fand!
Einen großen herrlichen Diamant!
Viel Geld gibt mir der Kaufmann dafür,
das schenke ich alles alles dir!
Erst kauf ich dir ein schönes Schloß,
und einen Garten so groß, so groß!
Dann sammeln wir Blumen und Früchte ein!
Die besten sind dein, und die kleinsten mein!
Die schönsten Rosen will ich dir brechen,
sie mögen mich immer in Finger stechen,
ich flechte dir doch ein Kränzelein!
Das schönste soll alles dein eigen seyn!
Das Kind umarmte die Mutter heiß;
da schmolz der Diamant von Eis.
O, rief das Kind, mit traurigem Blick:
Zu Wasser geworden ist all mein Glück!

Agn. Franz.

Der Hund und der Sperling.

Ein Schäferhund hatte keinen guten Herrn, sondern einen der ihn Hunger leiden ließ. Wie ers nicht länger bei ihm aushalten konnte, gieng

er ganz traurig fort. Auf der Straße begegnete ihm ein Sperling, der sprach: „Bruder Hund, warum bist du so traurig?“ Antwortete der Hund: „Ich bin hungrig, und habe nichts zu fressen.“ Da sprach der Sperling: „Lieber Bruder, komm mit in die Stadt, so will ich dich satt machen.“ Also giengen sie zusammen in die Stadt, und als sie vor einem Fleischerladen kamen, sprach der Sperling zum Hund: „Da bleib stehen, ich will dir ein Stück Fleisch herunterpicken,“ setzte sich auf den Laden, schaute sich um, ob ihn auch niemand bemerkte, und pickte, zog und zerrte so lang an einem Stück, das am Rande lag, bis es herunter rutschte. Da packte es der Hund, lief in eine Ecke, und fraß es auf. Sprach der Sperling: „Nun komm mit zu einem andern Laden, da will ich dir noch ein Stück herunter holen, damit du satt wirst.“ Als der Hund auch das zweite Stück gefressen hatte, fragte der Sperling: „Bruder Hund, bist du nun satt?“ „Ja, Fleisch bin ich satt,“ antwortete er, „aber ich habe noch kein Brod gekriegt.“ Sprach der Sperling: „Das sollst du auch haben, komm nur mit.“ Da führte er ihn an einen Bäckerladen, und pickte an ein paar Brödchen, bis sie herunter rollten, und als der Hund noch mehr wollte, führte er ihn zu einem andern, und holte ihm noch einmal Brod herab. Wie das verzehrt war, sprach der Sperling: „Bruder Hund, bist du nun satt?“ „Ja,“ antwortete er, „nun wollen wir ein bischen vor die Stadt gehen.“

Nun giengen sie beide hinaus auf die Landstraße. Es war aber warmes Wetter, und als sie ein Eckchen gegangen waren, sprach der Hund: „Ich bin müde, und möchte gerne schlafen.“ „Ja, schlaf nur,“ antwortete der Sperling, „ich will mich derweil auf einen Zweig setzen.“ Der Hund legte sich also auf die Straße, und schlief fest ein. Während er da schlief, kam ein Fuhrmann heran gefahren, der hatte einen Wagen mit drei Pferden, und hatte zwei Fässer Wein geladen. Der Sperling aber sah, daß er nicht ausbiegen wollte, sondern in dem Fahrgeleise blieb, in welchem der Hund lag. Da rief er: „Fuhrmann, thus nicht, oder ich mache dich arm.“ Der Fuhrmann aber brummte vor sich: „Du wirst mich nicht arm machen,“ knallte mit der Peitsche, und trieb den Wagen über den Hund, daß ihn die Räder todt fuhren. Da rief der Sperling: „Du hast mir meinen Bruder Hund todt gefahren, das soll dich Karre und Gaul kosten.“ „Ja, Karre und Gaul,“ sagte der Fuhrmann, „was könntest du mir schaden!“ und fuhr weiter. Da kroch der Sperling unter das Wagentuch, und pickte an dem einen Spuntloch so lange, bis er den Spunt losbrachte. Da lief der ganze Wein heraus, ohne daß es der Fuhrmann merkte. Und als er einmal hinter sich blickte, sah er, daß der Wagen tröpfelte, untersuchte, und fand, daß das eine Faß leer war. „Ach, ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug“ sprach der Sperling, und flog dem

einen Pferd auf den Kopf, und pickte ihm die Augen aus. Als der Fuhrmann das sah, zog er seine Hacke heraus, und wollte den Sperling treffen, aber der Sperling flog in die Höhe, und der Fuhrmann traf seinen Gaul auf den Kopf, daß er todt hinfiel. „Ach, ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug,“ sprach der Sperling, und als der Fuhrmann mit den zwei Pferden weiter fuhr, kroch der Sperling wieder unter das Tuch, und pickte auch den Spunt am zweiten Faß los, daß aller Wein herausschwankte. Als es der Fuhrmann gewahr wurde, rief er wieder: „ach, ich armer Mann!“ aber der Sperling antwortete: „Noch nicht arm genug,“ setzte sich dem zweiten Pferd auf den Kopf, und pickte ihm die Augen aus. Der Fuhrmann lief herbei, und holte mit seiner Hacke aus, aber der Sperling flog in die Höhe, da traf der Schlag das Pferd, daß es hinfiel. „Ach, ich armer Mann!“ „Noch nicht arm genug,“ sprach der Sperling, setzte sich auch dem dritten Pferd auf den Kopf, und pickte ihm nach den Augen. Der Fuhrmann schlug in seinem Zorn, ohne umzusehen, auf den Sperling los, traf ihn aber nicht, sondern schlug auch sein drittes Pferd todt. „Ach, ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug,“ antwortete der Sperling, „jetzt will ich dich daheim arm machen,“ und flog fort.

Der Fuhrmann mußte den Wagen stehen lassen, und gieng voll Zorn und Aerger heim. „Ach,“ sprach er zu seiner Frau, „was hab ich

Unglück gehabt! Der Wein ist ausgelaufen, und die Pferde sind alle drei todt.“ „Ach, Mann,“ antwortete sie, „was für ein böser Vogel ist ins Haus gekommen! Er hat die Vögel aus der ganzen Welt zusammen gebracht, und die sind droben über unsern Waizen hergefallen, und fressen ihn auf.“ Da stieg er hinauf, und tausend und abermal tausend Vögel saßen auf dem Boden, und hatten den Waizen aufgefressen, und der Sperling saß mitten darunter. Da rief der Fuhrmann: „Ach, ich armer Mann!“ „Noch nicht arm genug,“ antwortete der Sperling, „Fuhrmann, es kostet dir noch dein Leben,“ und flog hinaus.

Da hatte der Fuhrmann all sein Gut verloren, gieng hinab in seine Stube, und setzte sich hinter den Ofen, und war ganz bös und giftig. Der Sperling aber saß draußen vor dem Fenster, und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben.“ Da ergriff der Fuhrmann die Hacke, und warf sie nach dem Sperling, aber er schlug nur die Fensterscheiben entzwei, und traf den Vogel nicht. Der Sperling hüpfte durch das zerbrochene Fenster herein, setzte sich auf den Ofen, und rief „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben.“ Dieser, ganz toll und blind vor Wuth, schlägt den Ofen entzwei, und so fort, wie der Sperling von einem Ort zum andern fliegt, sein ganzes Hausgeräth, Spieglein, Bänke, Tisch, und zuletzt die Wände seines Hauses, und kann ihn nicht treffen. Endlich erwischte er ihn mit der Hand.

Da sprach seine Frau: „Soll ich ihn todt schlagen?“ „Nein,“ rief er, „das wäre zu gelind, der soll viel mörderlicher sterben, ich will ihn verschlingen,“ und nimmt ihn, und verschlingt ihn auf einmal. Der Sperling aber fängt an in seinem Leibe zu flattern, flattert wieder herauf, dem Mann in den Mund. Da streckt er den Kopf heraus, und ruft: „Fuhrmann, es kostet dir doch dein Leben.“ Der Fuhrmann reicht seiner Frau die Hacke, und spricht: „Frau, schlag mir den Vogel im Munde todt.“ Die Frau schlägt zu, schlägt aber fehl, und dem Fuhrmann gerade auf den Kopf, so daß er todt hinfällt. Der Sperling aber fliegt auf und davon.

Br. Grimm.

Die Todenuhr.

Bienen und Hummeln, Schwebfliegen und Stechschnacken summen brummen pfeifen und singen nur mit den Flügeln. Aber schon unter den Käfern gibt es einige, die nicht blos mit den Flügeln, sondern auch auf andere Weise einen Ton von sich geben können. Nimm einen Holzbock in die Hand, so wird er aus Furcht einen Laut hören lassen, den er dadurch hervorbringt, daß er seinen Halsschild an den Flügeldecken reibt. Eben das thut auch das rothe Käferlein, welches sich in den Gärten auf den Lilien findet, und das man deshalb den Lilienkäfer oder das Rothkäppchen nennt.

Man hört zuweilen in einer Stube oder

Kammer, wenn alles stille ist, ein leises Klopfen, als wenn eine Taschenuhr ginge. Horcht man genau auf, so kommt der Schall aus einer Wand oder einem Balken. Abergläubische Leute meinen, es sey das ein Zeichen, daß jemand sterben müsse, und nennen dieses Klopfen die Todenuhr. Da aber der Tod weder eine Tasche noch eine Taschenuhr hat, auch nicht in einem Balken noch in einer Wand sitzt, so wird wohl dieses geheimnißvolle Klopfen von etwas anderem herkommen. Man hat auch wirklich einen Käfer entdeckt, welcher sich Gänge in das Holz bohrt, und dieses Klopfen hervorbringt. Er stößt nemlich sieben neun oder elfmal hinter einander mit dem Kopfe auf das Holz, aus keiner andern Ursache, als um sich mit seinen Kameraden zu unterhalten. Ist nämlich ein anderer solcher Bohrkäfer in der Nähe, so antwortet er auf dieselbe Weise. In alten Häusern hört man diese Käfer bei warmem Wetter den ganzen Tag klopfen. Ist man ganz stille, und klopft mit dem Fingernagel auf den Tisch, so geben sie Antwort. Es hat aber dieser Käfer noch eine andere merkwürdige Eigenschaft, von der er den Beinamen der Hartnäckige, anobium pertinax, erhalten hat. Sobald man ihn anrührt, so zieht er alle Glieder an sich, und stellt sich, als wäre er todt. Man kann ihn zerschneiden, zerreißen, ja lebendig braten, — er rührt sich nicht, er streckt keinen Fuß aus. Läßt man ihn aber stille liegen, so kommt er allmählig wieder zu sich.

Lieber Otto!

Ich war vor einiger Zeit mit dir in einer Anstalt, wo man Menschen unterrichtet, die nicht hören und nicht reden können. Einen solchen Unglücklichen nennt man einen Taubstummen, weil er taub und stumm zugleich ist. Wenn du einen solchen Menschen siehst, so danke Gott für dein gutes Gehör. Damit du aber siehst, wie treulich der Schöpfer für die Erhaltung des Gehöres gesorgt hat, so will ich dir in meinem Brief einiges über den Theil des Ohres schreiben, welchen man die Ohrmuschel nennt, weil er einer Muschel gleichsieht.

Wir können unsere Ohrmuschel nicht bewegen, aber die Pferde, Ochsen, Katzen können ihre Ohrmuschel aufrichten und zurücklegen. Warum das? Der Schöpfer hat weislich dafür gesorgt, daß keine Fliege und kein anderes Kerf in das Ohr kommen kann. Deßwegen hat Er den Pferden und vielen andern Thieren eine Ohrmuschel geschaffen, die sie hin- und herbewegen können. Sobald sich eine Fliege auf die Ohrmuschel setzt, so machen sie damit eine Bewegung und jagen die Fliege so fort. Weil wir die Fliegen mit der Hand fortjagen können, so brauchen wir keine bewegliche Ohrmuschel. Die Pferde aber können mit ihrem Fuß nicht zum Ohr hinauflangen, darum brauchen sie eine bewegliche Ohrmuschel.

Damit es aber diese Thiere sogleich merken, wenn sich eine Fliege auf ihr Ohr gesetzt hat,

so hat ihnen der Schöpfer die ganze Ohrmuschel mit feinen Haaren besetzt. Berührt eine Fliege mit ihren Füßen ein solches Haar, so fühlt es das Thier sogleich; sogleich bewegt es seine Ohrmuschel und jagt das Kerf fort. Wenn eine Katze schläft und du berührst mit dem Finger die äußerste Spitze eines solchen Haares, so zuckt die Katze mit der Ohrmuschel, weil sie meint, es habe sich eine Fliege darauf gesetzt.

Uns hat der Schöpfer die Ohrmuschel nicht mit solchen Haaren besetzt. Wie nun? Wenn wir schlafen, kann uns ja jedes Kerf in das Ohr kriechen? Meinst du? Sollte der Schöpfer für eine Katze gesorgt haben und für dich nicht? Weißt du nicht, daß Er in deinem Ohre einen Stoff erschaffen hat, den wir das Ohrenschmalz nennen? Dieses Ohrenschmalz hat zwei Eigenschaften. Es ist klebrig und bitter. Will ein Kerf in unser Ohr hineinkriechen, so bleibt es entweder hängen oder das bittere Ohrenschmalz treibt es zurück. Eine noch sorgsamere und künstlichere Einrichtung hat das inwendige Ohr. Doch davon verstehst du noch nichts. Lebe wohl.

Irrlicht.

Knabe.

Vater sieh! Im grünen Rohr
hüpft ein Flämmchen dort empor!
Dorthin, wo die Weiden hangen,
will ich gehn, es einzufangen.

Vater.

Bleibe, Kind, an meiner Hand!
Sumpf ist dort, nicht festes Land!
Und ein Irrlicht ist die Flamme,
die dort tanzt am Weidenstamme.
Fränzchen trotz dem Warnungswort
sprang zur sumpfgen Wiese fort,
fiel hinein bis an das Ohr
in den tiefen bösen Moor.
Frosch und Kröte lachten laut,
riefen: Kinder kommt und schaut!
Seht, wie's heut und immer geht,
wenn man guten Rath verschmäht!

Agn. Franz.

Rothkäppchen.

Es war einmal eine kleine süße Dirne, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber die Großmutter, die wußte gar nicht, was sie alles dem Kinde geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rothem Sammet, und weil ihm das so wohl stand, und es nichts anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rothkäppchen. Da sagte einmal seine Mutter zu ihm: „Komm, Rothkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, brings der Großmutter hinaus, sie wird sich daran laben, weil sie krank und schwach ist. Sey aber hübsch artig, guck nicht gleich in allen Ecken herum, wenn du in die Stube kommst, und vergiß nicht „guten Morgen" zu sagen. Geh auch

ordentlich, und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällst du, und zerbrichst das Glas, dann hat die kranke Großmutter nichts."

Rothkäppchen sagte: „Ich will schon alles gut ausrichten," und gab der Mutter die Hand darauf. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rothkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rothkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böses Thier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rothkäppchen," sprach er. „Schönen Dank, Wolf." „Wo hinaus so früh, Rothkäppchen?" „Zur Großmutter." „Was trägst du unter der Schürze?" „Kuchen und Wein, gestern haben wir gebacken, da soll sich die kranke und schwache Großmutter etwas zu gut thun, und sich damit stärken." „Rothkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?" „Noch eine gute Viertelstunde weiter im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen" sagte Rothkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: „Das junge zarte Mädchen, das ist ein fetter Bissen, der wird noch besser schmecken als die Alte; du mußt es listig anfangen, damit du beide erschnappst." Da gieng er ein Weilchen neben Rothkäppchen her, dann sprach er: „Rothkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die rings umher stehen, warum guckst du nicht um? Ich glaube du hörst gar nicht, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehst ja für dich hin als

wenn du zur Schule giengst, und ist so lustig haußen in dem Wald.“

Rothkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah wie die Sonnenstrahlen durch die Bäume hin und her hüpften, und alles voll schöner Blumen stand, dachte es: „Wenn ich der Großmutter einen frischen Strauß mitbringe, der wird ihr auch Freude machen; es ist so früh am Tag, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme,“ sprang in den Wald, und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es weiter hinaus stände eine noch schönere, und lief darnach, und lief immer weiter in den Wald hinein. Der Wolf aber gieng geradesweges nach dem Haus der Großmutter, und klopfte an die Thüre. „Wer ist draußen?“ „Rothkäppchen, das bringt Kuchen und Wein, mach auf.“ „Drück nur auf die Klinke,“ rief die Großmutter, „ich bin zu schwach, und kann nicht aufstehen.“ Der Wolf drückte auf die Klinke, trat hinein, und gieng, ohne ein Wort zu sprechen, geradezu an das Bett der Großmutter, und verschluckte sie. Dann nahm er ihre Kleider, that sie an, setzte ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett, und zog die Vorhänge vor.

Rothkäppchen aber war derweil nach den Blumen gelaufen, und als es so viel hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Es wunderte sich daß die Thüre aufstand, und wie es in die Stube trat, so kam

es ihm so seltsam darin vor, daß es dachte: Ei, du mein Gott, wie ängstlich wird mirs heute zu Muth, und bin sonst so gerne bei der Großmutter! Es sprach: „Guten Morgen," bekam aber keine Antwort. Darauf gieng es zum Bett, und zog die Vorhänge zurück. Da lag die Großmutter, und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt, und sah so wunderlich aus. „Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!" „Daß ich dich besser hören kann." „Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!" „Daß ich dich besser sehen kann." „Ei, Großmutter, was hast du für große Hände!" Daß ich dich besser packen kann." „Aber, Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!" „Daß ich dich besser fressen kann." Und wie der Wolf das gesagt hatte, that er einen Satz aus dem Bett auf das arme Rothkäppchen und verschlang es.

Wie der Wolf sein Gelüsten gestillt hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein, und fieng an überlaut zu schnarchen. Der Jäger gieng eben vorbei, und dachte bei sich: „Wie kann die alte Frau so schnarchen, du mußt einmal nachsehen ob ihr etwas fehlt." Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bette kam, so lag der Wolf darin. „Bist du da," sagte er, „ich habe dich lange gesucht." Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein, der Wolf könnte die Großmutter gefressen haben, und sie wäre noch zu retten, schoß nicht, sondern nahm eine Scheere, und fieng an dem schlafenden Wolf

den Bauch aufzuschneiden. Wie er ein paar Schnitte gethan hatte, da sah er das rothe Käppchen leuchten, und noch ein paar Schnitte, da sprang das Mädchen heraus, und rief: „Ach, wie war ich erschrocken, was wars so dunkel in dem Wolf seinen Leib!“ Und dann kam die alte Großmutter auch noch lebendig heraus, und konnte kaum athmen. Rothkäppchen aber holte geschwind große Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er erwachte, wollte er aufspringen aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank, und sich todt fiel.

Da waren alle drei vergnügt; der Jäger nahm den Pelz vom Wolf; die Großmutter aß den Kuchen, und trank den Wein, den Rothkäppchen gebracht hatte, und erholte sich wieder. Rothkäppchen aber dachte: „Du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dirs die Mutter verboten hat.“

Br. Grimm.

Lieber Wilhelm!

Ich bin mit dir vor einigen Tagen in einem Walde gewesen, um das sonderbare Thierchen aufzusuchen, welches die Naturforscher den Ameisenlöwen nennen. Wir haben es aber damals nicht gefunden. Vorgestern war ich in einem andern Walde, und hatte die Freude, es an dem Fuße eines Baumes zu finden. Ich nahm mehrere solche Thierchen mit, und schicke

dir hier eines in dieser Schachtel, damit du es genau betrachten kannst. Einem Löwen sieht es nicht gleich, wohl aber einer Wanze. Bemerke besonders die mörderische Zunge, welche am Kopfe dieser Löwenwanze steht. Damit ergreift sie die Ameisen und saugt sie aus.

Weil der Ameisenlöwe aber nicht laufen kann, sondern immer wie ein Krebs rückwärts unter den Sand kriecht, so würde er nie eine Ameise erhaschen, und der Hunger würde ihn tödten. Lieber Wilhelm, du kannst auch an diesem kleinen Thierchen lernen, wie der Schöpfer keines von seinen Geschöpfen vergißt. Hat der Ameisenlöwe auch keine schnellen Beine, so hat er doch eine Kunst gelernt, mit der er die schnellste Ameise sicher erhascht. Er macht nemlich in feinen Sand eine Grube, die einem kleinen Trichter gleich sieht. Diese Grube ist fast so rund, als hätte man sie mit einem Zirkel abgemessen. Nun mache aus freier Hand einen Kreis auf deinen Tisch, und sieh, ob er rund ist; mache zwanzig und dreißig solche Kreise, es wird keiner ganz rund sein. Und doch macht der Ameisenlöwe einen solchen runden Kreis in den Sand. Dieses Thierchen kann also eine Kunst, welche du nicht kannst. Noch mehr. Als du geboren worden bist, da hast du nur schreien, essen, trinken und schlafen können; aber der Ameisenlöwe macht seine künstliche Grube, sobald er aus dem Ei schlüpft. Darüber wunderst du dich? Du wirst dich noch mehr wundern, wenn ich dir in meinem

nächsten Brief beschreiben werde, wie er seine Grube macht. Er braucht dazu keine Hacke und keine Schaufel. Die Füße sind seine Hacke und der Kopf ist seine Schaufel. Nun setze deinen Ameisenlöwen in eine Schüssel voll Sand und sieh, was er machen wird.

Lieber Wilhelm!

Du hast mir geschrieben, daß du deinen Ameisenlöwen gegen Abend in eine Schüssel mit Sand gesetzt hast. Als du den andern Morgen aufstandest, bemerktest du im Sand eine trichterförmige Grube. Ganz recht. Der Ameisenlöwe hatte also über Nacht seine Grube zum Ameisenfang gemacht. Nun laß dir erzählen, wie er sie macht. Er fängt an im Kreis herumzukriechen, und macht auf diese Weise mehrere Kreise in den Sand. Zuletzt setzt er sich in den Mittelpunkt, und was thut er nun? Mit seinem Fuß schaufelt er Sand auf seinen platten Kopf, und schnellt ihn hinaus; schaufelt wieder Sand auf den Kopf und schnellt ihn wieder hinaus.

Bisweilen stößt er bei dieser Arbeit auf einen Stein, den er nicht mit dem Kopf hinausschleudern kann, weil er zu schwer ist. Was thut er da? Er lädt den Stein auf den Rücken und steigt langsam zur Grube hinaus. Schon hat er ihn bis an den Rand gebracht, da fällt der Stein von seinem Rücken herab und rollt wieder in die Grube hinein. Doch der Ameisenlöwe läßt sich nicht irre machen. Er lädt den Stein wieder

auf den Rücken und steigt wieder vorsichtig zur Grube hinaus. Allein der Stein fällt zum zweitenmale hinunter, und der Ameisenlöwe trägt ihn zum drittenmal hinauf. Und siehe da! er bringt ihn glücklich hinaus. Zuweilen muß er den Stein sechs bis siebenmal aufladen und bringt ihn doch nicht hinaus. Da muß er dann freilich eine neue Grube machen.

Hat er aber den Stein glücklich hinausgebracht und hat er seine Grube fertig gemacht, so setzt er sich hinein, nicht auf den Sand, sondern unter den Sand. Nur seine Zange reckt er hervor und sperrt sie weit auf. Kommt nun eine Ameise an den Rand der Grube, so rutscht sie auf dem feinen Sand, der die Wände bedeckt, hinunter. Sogleich schließt der Ameisenlöwe seine Zange und saugt die Ameise aus. Doch geschieht es zuweilen, daß die Ameise seinen mörderischen Zangen entwischt und wieder zur Grube hinauswill. Sogleich nimmt er eine Ladung Sand auf seinen Kopf und schleudert ihn auf die Ameise. Diese kann sich nicht erhalten, fällt in die Grube zurück und wird nun von ihm ergriffen. Hat er alle Säfte ausgesaugt, so nimmt er den Balg auf den Kopf, wirft ihn hinaus und bessert seine Grube aus. So lebt der Ameisenlöwe zwei Jahre, kriecht dann unter den Sand, spinnt sich aus Sandkörnlein ein rundes Häuslein, das so groß ist wie ein Schusser, verpuppt sich darin, und bricht in wenigen Tagen als fliegendes Kerf

hervor, das man die Ameisenjungfer nennt. Lebe wohl.

Robinson und Freitag.

Es war an einem schönen warmen Morgen, als Robinson in einiger Entfernung von sich unvermuthet einen starken Rauch aufsteigen sah. Seine erste Empfindung bei diesem Anblicke war Schrecken, die zweite Neugier; und beide trieben ihn an, so geschwind er konnte, nach dem Berge hinter seiner Wohnung zu laufen, um von da herab zu entdecken, was doch wohl die Ursache davon seyn möchte. Kaum hatte er den Berg erstiegen, als er zu seiner noch weit größern Bestürzung wenigstens fünf Nachen oder Kähne am Strande, und bei einem großen Feuer wenigstens dreißig Wilde erblickte, die unter barbarischen Geberden und Freudenbezeugungen einen Rundtanz hielten.

So sehr nun auch Robinson auf ein solches Schauspiel seit vielen Jahren vorbereitet war, so fehlte doch nicht viel, daß er abermals vor Angst und Schrecken alle Besonnenheit verlor. Doch rief er diesmal allen seinen Muth und sein Vertrauen auf Gott geschwinder zurück, stieg eiligst hinab in seine Festung, um sich in den nöthigen Vertheidigungsstand zu setzen, legte seine ganze Rüstung an, und faßte im Vertrauen auf Gott den männlichen Entschluß, sein Leben, so lange er könnte, zu vertheidigen. Kaum hatte

er diese Entschließung genommen, und durch ein kurzes Gebet sich darin bestärkt, als es ihm so leicht um's Herz wurde, daß er Muth genug fühlte, die Strickleiter wieder hinanzuklettern, um die Bewegung der Feinde von dem Gipfel des Berges herab zu beobachten.

Aber wie schlug ihm das Herz vor Unwillen und Entsetzen, als er ziemlich deutlich zwei unglückliche Menschen aus den Kähnen holen und nach dem Feuerplatze hinschleppen sah! Er zweifelte nicht, daß sie zur Schlachtbank geführt werden sollten, und in demselben Augenblicke wurde diese Vermuthung auf die schrecklichste Weise bestätiget. Einige der Unmenschen schlugen nämlich den einen Gefangenen zu Boden, und ein Paar andere fielen über ihn her, vermuthlich um ihn aufzuschneiden, und ihn zu ihrem abscheulichen Gastmahle zuzubereiten. Unterdeß stand der andere Gefangene als Zuschauer bei diesem unmenschlichen Schauspiele da, bis die Reihe an ihn kommen würde. Aber plötzlich, da dieser arme Mensch merkte, daß Alle mit seinem geschlachteten Unglücksgefährten beschäftiget waren, und eben nicht sehr auf ihn achteten, ergriff er, in der Hoffnung sein Leben zu retten, die Flucht, und lief mit unglaublicher Geschwindigkeit gerade auf die Gegend zu, wo Robinson's Wohnung war.

Freude, Hoffnung, Furcht und Grauen ergriffen zugleich das Herz unsers Freundes, und färbten seine Wange bald mit hoher Röthe, bald

mit Todenbläſſe; Freude und Hoffnung, weil er bemerkte, daß der Entronnene viel ſchneller laufen konnte, als diejenigen, welche ihn verfolgten; Furcht und Grauen hingegen, weil der Verfolgte und die Verfolger ihren Weg gerade nach ſeiner Burg zu nahmen. Indeß war zwiſchen dieſer und jenen noch ein kleiner Meerbuſen, den der Unglückliche durchſchwimmen mußte, wenn er ſich nicht gefangen geben wollte. Allein kaum war er dabei angekommen, als er, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, hineinplumpte, und mit eben der Schnelligkeit, die er im Laufen bewieſen hatte, nach dem gegenſeitigen Ufer ſchwamm.

Zwei ſeiner Verfolger, welche die vorderſten waren, ſchwammen ihm nach, die übrigen kehrten zu ihrem verruchten Gaſtmahle zurück. Mit innigem Vergnügen bemerkte Robinſon, daß dieſe beiden auch im Schwimmen dem erſten bei weitem nicht gleich kamen. Dieſer floh ſchon gegen ſeine Wohnung zu, indeß jene noch nicht zur Hälfte durchgeſchwommen waren.

In dieſem Augenblicke fühlte unſer Robinſon ſich von einem Muthe beſeelt, der ſo groß und feurig noch nie in ihm erwacht war. Seine Blicke ſprüheten Feuer; ſein Herz drängte ihn, dem Unglücklichen beizuſpringen; er ergriff, ohne ſich einen Augenblick länger zu bedenken, ſeine Lanze, rannte den Berg hinab, und war in einem Hui zwiſchen dem Verfolgten und ſeinen Verfolgern. Halt! rief er dem Erſten mit lau-

ter donnernder Stimme zu, indem er aus dem Gebüsche hervorsprang; halt! — Der arme Flüchtling sah sich um, und erschrak beim Anblick des über und über in Felle gehüllten Robinson's, den er vermuthlich für ein übermenschliches Wesen hielt, dergestalt, daß er nicht wußte, ob er sich vor ihm niederwerfen oder entfliehen sollte.

Robinson winkte ihm mit der Hand, gab ihm zu erkennen, daß er zu seiner Beschützung da wäre, und rückte dabei allmälig gegen seine beiden Verfolger an. Jetzt war er so weit gekommen, daß er den Ersten mit seinem Spieße erreichen konnte. Er ermannte sich, und versetzte ihm einen so nachdrücklichen Stoß in den nackten Leib, daß er zu Boden stürzte. Der Andere, welcher noch ungefähr hundert Schritte entfernt war, stutzte; holte darauf einen Pfeil hervor, und schoß auf Robinson, indem dieser eben auf ihn losgehen wollte. Der Pfeil traf gerade die Stelle des Herzens, — aber glücklicher Weise nur so schwach, daß er von der harten Pelzjacke, wie von einem Panzer, zurückprallte, ohne ihn auch nur im geringsten zu verletzen.

Robinson ließ dem Feinde nicht Zeit, einen zweiten Schuß zu thun; er rannte auf ihn zu, und streckte ihn in den Sand, indem er eben wieder den Bogen spannte, und jetzt sah er sich nach dem Geretteten um.

Der arme Flüchtling stand zwischen Furcht und Hoffnung noch auf eben derselben Stelle, auf

der ihm Robinson zugerufen hatte, ungewiß, ob das, was vorgieng, zu seiner Rettung geschähe, oder ob die Reihe jetzt an ihn kommen würde. Der Sieger rief ihm zu, und winkte ihm, herbeizukommen. Er gehorchte; stand aber bald wieder still, trat abermals etwas näher, und stand von neuem still, und zwar mit sichtbarer Angst und in der Stellung eines Betenden. Robinson gab ihm alle ersinnlichen Zeichen von Freundschaft, und winkte ihm abermals, herzuzutreten. Er that's, doch kniete er alle zehn oder zwölf Schritte mit den demüthigsten Geberden nieder, als wenn er ihm danken und zugleich ihm huldigen wollte.

Robinson nahm hierauf seine Larve ab, um ihm ein menschliches und freundliches Gesicht zu zeigen; worauf er ohne Bedenken näher trat, vor ihm niederkniete, den Boden küßte, sich platt niederlegte, und Robinson's Fuß auf seinen Nacken setzte, vermuthlich zur Versicherung, daß er sein Sklave seyn wolle. Unser Held, dem es mehr um einen Freund, als um einen Sklaven zu thun war, hob ihn liebreich auf, und suchte ihn auf jede nur mögliche Weise zu überzeugen, daß er nichts als Gutes und Liebes von ihm zu erwarten habe. Allein da war noch mehr zu thun.

Einer der Erschlagenen, der den Stich nur in den Unterleib bekommen hatte, und vermuthlich nicht tödtlich verwundet war, fieng an, sich wieder zu erholen, und etwas ausgerissenes Gras

in die Wunde zu stopfen, um das Blut zu stillen. Robinson machte seinen Wilden aufmerksam darauf, und dieser antwortete ihm einige Worte in seiner Landessprache, die jener zwar nicht verstand, aber welche ihm doch wie Tonspiel klangen, weil es die erste menschliche Stimme war, die er nach so vielen Jahren wieder hörte. Hierauf zeigte der Indier auf sein steinernes Beil, dann auf sich, und gab zu verstehen, daß er seinem Feinde vollends den Rest damit zu geben wünschte. Unser Freund, der ungern Menschenblut vergoß, und gleichwohl die Nothwendigkeit, den Verwundeten völlig umzubringen, erkannte, gab seinem Schutzgenossen das Beil, und wandte seine Augen weg. Dieser lief darauf hin, und spaltete dem Verwundeten auf einen Streich den Schädel bis in die Schulter herab. Dann kam er lachend wieder zurück, und legte mit vielen sonderbaren Geberden das Beil und die Hirnschale des Erschlagenen, zum Zeichen des Sieges, zu Robinson's Füßen nieder.

Dieser gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er die Bogen und die Pfeile der Getödeten nehmen und ihm folgen solle. Der Wilde hingegen bedeutete ihm, daß er erst die todten Körper im Sande verscharren wollte, damit ihre Gefährten, wenn sie etwa nachfolgen sollten, sie nicht finden möchten. Robinson bezeigte ihm Beifall über diese Vorsichtigkeit, und da war er mit seinen Händen so hurtig darüber aus, daß

er in weniger als einer Viertelstunde schon beide Leichname verscharret hatte. Dann wanderten beide nach Robinson's Wohnung, und erstiegen den Berg.

Campe.

Der Ruhestörer.

Ein Knabe machte sich den schlechten Spaß,
des Abends viele Leute zu erschrecken.
Wo jemand still in seinem Zimmer saß,
da schlug er an den Laden mit dem Stecken.
Wo eine Klingel sich am Hause fand,
da schlich er sich behutsam an die Schwelle,
und die verwegene Spitzbubenhand
riß dann zwei dreimal an dem Drath der Schelle.

Das trieb er eine Zeit lang unentdeckt,
er wußte raschen Laufes zu entrinnen.
Jedoch ein Weib, das er schon oft erschreckt,
begann auf Rache gegen ihn zu sinnen.
An einem Abende, als sie gedacht,
der böse Bube werde wieder kommen,
stand sie am obern Fenster auf der Wacht,
und hatte einen Topf mit sich genommen.

Der Bube kommt, schleicht leise an das Haus,
und streckt die Hand schon nach der Klingel;
da leert die Frau den Topf voll Mistpfuhl aus,
und naß und stinkend flieht der kleine Schlingel.
Auf solche Weise — ähnlich oder gleich —
sind böse Buben immer weggekommen;
es hat doch jeder böse Bubenstreich
Zuletzt ein stinkend Ende noch genommen.

Fr. Blaul.

Vom klugen Schneiderlein.

Es war einmal eine Prinzessin gewaltig stolz. Kam ein Freier, so gab sie ihm etwas zu rathen auf, und wenn ers nicht errathen konnte, so ward er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch bekannt machen, wer ihr Räthsel löste, sollte sich mit ihr vermählen, und möchte kommen wer da wollte. Endlich fanden sich auch drei Schneider zusammen, davon meinten die zwei ältesten sie hätten so manchen feinen Stich gethan, und hättens getroffen, da könnts ihnen nicht fehlen, sie müßtens auch hier treffen; der dritte war ein kleiner unnützer Springinsfeld, der nicht einmal sein Handwerk verstand, aber meinte er müßte sein Glück versuchen. Da sprachen die zwei andern zu ihm: „Bleib nur zu Haus, du wirst mit deinem bischen Verstand auch nicht weit kommen.“ Das Schneiderlein ließ sich aber nicht irre machen, und sagte es hätte einmal seinen Kopf darauf gesetzt, und wollte sich schon helfen, und gieng dahin, als wäre die ganze Welt sein.

Da meldeten sich alle drei bei der Prinzessin, und sagten sie sollte ihnen ihre Räthsel vorlegen; es wären die rechten Leute angekommen, die hätten einen feinen Verstand, den könnte man wohl in eine Nadel fädeln. Da sprach die Prinzessin: „Ich habe zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben ist das?“ „Wenns weiter nichts ist,“ sagte der erste, „es wird schwarz und weiß sein, wie Kümmel und Salz.“ Die Prin-

zessin sprach „falsch gerathen; antwortete der zweite.“ Da sagte der zweite: „Ists nicht schwarz und weiß, so ists braun und roth, wie meines Herrn Vaters Bratenrock.“ „Falsch gerathen,“ sagte die Prinzessin, „antworte der dritte, dem seh ichs an, der weiß es sicherlich.“ Da trat das Schneiderlein hervor, und sprach: „Die Prinzessin hat ein silbernes und goldenes Haar auf dem Kopf, und das sind die zweierlei Farben.“ Wie die Prinzessin das hörte, ward sie blaß, und wäre vor Schrecken beinah hingefallen, denn das Schneiderlein hatte es getroffen, und sie hatte fest geglaubt, das würde kein Mensch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wiederkam, sprach sie: „Damit hast du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins thun; unten im Stall liegt ein Bär, bei dem sollst du die Nacht zubringen; wenn ich dann morgen aufstehe, und du bist noch lebendig, so sollst du mich heirathen.“ Sie dachte aber, damit wollte sie das Schneiderlein los werden, denn der Bär hatte noch keinen Menschen lebendig gelassen, der ihm unter die Tatzen gekommen war. Das Schneiderlein ließ sich nicht abschrecken, und sprach vergnügt: „Das will ich auch noch vollbringen.“

Als nun der Abend kam, ward mein Schneiderlein hinunter zum Bären gebracht. Der Bär wollt auch gleich auf den kleinen Kerl los, und ihm mit seiner Tatze einen guten Willkommen geben. „Sachte, sachte,“ sprach das Schneider-

lein', „ich will dich schon zur Ruhe bringen.“ Da holte es ganz gemächlich, als hätt es keine Sorgen, welsche Nüsse aus der Tasche, biß sie auf und aß die Kerne. Wie der Bär das sah, kriegte er Lust, und wollte auch Nüsse haben. Das Schneiderlein griff in die Tasche, und reichte ihm eine Hand voll; es waren aber keine Nüsse, sondern Wackersteine. Der Bär steckte sie ins Maul, er konnte aber nichts aufbringen, er mochte beißen wie er wollte. „Ei,“ dachte er, „was bist du für ein dummer Klotz! kannst nicht einmal die Nüsse aufbeißen,“ und sprach zum Schneiderlein: „Mein, beiß mir die Nüsse auf.“ „Da siehst du was du für ein Kerl bist,“ sprach das Schneiderlein, „hast so ein großes Maul, und kannst die kleine Nuß nicht aufbeißen.“ Da nahm es die Steine, war hurtig, steckte dafür eine Nuß in den Mund, und knack, war sie entzwei. „Ich muß das Ding noch einmal probieren,“ sprach der Bär, „wenn ichs so ansehe, ich mein ich müßts auch können.“ Da gab ihm das Schneiderlein abermals Wackersteine, und der Bär arbeitete, und biß aus allen Leibeskräften hinein; aber du glaubst auch nicht, daß er sie aufgebracht hat. Wie das vorbei ward, holte das Schneiderlein eine Violine unter dem Rock hervor, und spielte sich ein Stückchen darauf. Als der Bär das hörte, konnte er es nicht lassen, und fieng an zu tanzen, und als er ein Weilchen getanzt hatte, gefiel ihm das Ding so wohl, daß er zum Schneiderlein sprach: „Hör,

ist das Geigen schwer?" „Nicht im mindesten; siehst du, mit der Linken leg ich die Finger auf, und mit der Rechten streich ich den Bogen, da gehts lustig hopsasa, vivallalera!" „Willst du mir wohl Unterricht geben?" sprach der Bär, „so geigen, das möcht ich auch verstehen, damit ich tanzen könnte, so oft ich Lust hätte." „Von Herzen gern," sagte das Schneiderlein, „wenn dus lernen willst; aber weis einmal deine Tatzen her, die sind gewaltig lang, ich muß dir erst die Nägel ein wenig abschneiden." Da ward ein Schraubstock herbei geholt, und der Bär legte seine Tatzen darauf, das Schneiderlein aber schraubte sie fest, und sprach: „Nun warte bis ich mit der Schere komme," ließ den Bär brummen so viel er wollte, legte sich in die Ecke auf ein Bund Stroh, und schlief ein.

Die Prinzessin, als sie am Abend den Bären so gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als er brummte vor Freuden, und mit dem Schneider wärs jetzt vorbei. Am Morgen stand sie ganz unbesorgt und vergnügt auf, wie sie aber nach dem Stall guckt, so steht das Schneiderlein ganz munter davor, und ist gesund wie ein Fisch im Wasser. Da konnte sie nun kein Wort mehr dagegen sagen, weil sies öffentlich versprochen hatte, und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte sie mit dem Schneiderlein zur Kirche fahren, und sollten sie da vermählt werden. Wie sie eingestiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die ein falsches Herz hatten und ihm

sein Glück nicht gönnten, in den Stall, und schraubten den Bären los; der war nun voller Wuth, und rannte hinter dem Wagen her. Die Prinzessin hörte ihn schnauben und brummen, und ward ihr angst. Da sagte sie: „Ach, der Bär ist hinter uns, und will dich holen.“ Das Schneiderlein war bei der Hand, stellte sich auf den Kopf, streckte die Beine zum Fenster hinaus, und rief: „Siehst du den Schraubstock? wenn du nicht gehst, so sollst du wieder hinein.“ Wie der Bär das sah, drehte er um und lief fort. Mein Schneiderlein fuhr da ruhig in die Kirche und die Prinzessin ward ihm an die Hand getraut, und lebte er mit ihr vergnügt wie eine Heidlerche. Wers nicht glaubt, bezahlt einen Thaler.

Br. Grimm.

Lieber Albert!

Ich habe dir vor einiger Zeit von den Säften uud Kräften der Pflanzen und insbesondre von dem süßen Mark des Zuckerrohrs geschrieben. In diesem Briefe will ich dich mit drei sehr merkwürdigen Bäumen bekannt machen.

Daß uns die Kühe mit Milch versorgen, weißt du. Aber daß es in Südamerika einen Baum gibt, der die armen Indianer und Neger mit Milch versorgt, das wirst du noch nicht wissen. Man nennt diesen merkwürdigen Baum den Kuhbaum. Denke dir auf einem dürren Hügel einen Baum, dessen dicke Wurzeln kaum in

den steinigen Boden eindringen können, welcher dürr aussehende und zähe Blätter hat. Mehrere Monate befeuchtet kein erquickender Regen sein Laub. Seine Aeste sehen wie abgestorben und vertrocknet aus. Du bohrst ein Loch in diesen dürr aussehenden Baum, und was geschieht? In reichem Maaße fließt eine Milch heraus, welche nicht blos einen angenehmen Geschmack, sondern auch einen gewürzhaften Geruch hat. Du fängst die Milch mit einem Becher auf, du trinkst, und der wunderbare Trank stärkt und erquickt dich. Früh Morgens, wenn die Sonne aufgeht, kommen Indianer und Neger zu dieser Milchquelle und fangen die Milch mit Töpfen auf. Die einen nehmen ihr Frühstück gleich unter dem Baume ein, andre bringen die Milch ihren Kindern. Man meint fast, es theile hier ein guter Hirte seine Milch unter die Bedürftigen aus.

Daß uns die Kühe auch mit Butter versorgen, weißt du. Daß aber in Afrika ein Baum wächst, der die Neger mit Butter versorgt, weißt du noch nicht. Man nennt ihn den Butterbaum. Er trägt Steinfrüchte, deren weißes Fleisch einen dünnschaaligen Kern einschließt. Diese Früchte sieden die Neger in Wasser und bekommen dadurch eine feste weiße Butter, welche einen eben so frischen Geschmack wie unsere Butter hat.

Du hast doch schon gesehen, daß deine Mutter Oel an den Salat gießt? Woher bekommt man dieses Oel? — Vielleicht hast du noch nicht

gewußt, daß man es aus einer Steinfrucht preßt. Den Baum, welcher diese Steinfrucht trägt, nennt man den Oelbaum, und seine Früchte, welche wie Pflaumen aussehen, nennt man Oliven. Sobald sie reif sind, pflückt man sie ab und preßt aus ihnen das kostbare Oel, welches man Baumöl nennt.

So ist überall reichlich dafür gesorgt, daß wir alles haben, was wir zu des Lebens Nothdurft brauchen. Lebe wohl.

Der Strauß und der Knabe.

Kn. O Strauß, was bist du für ein großer Vogel! Wie hoch muß ich zu dir hinaufsehen, was hast du für einen langen Hals und was für stelzige Beine!

Str. Jawohl, ich bin der Riese unter den Vögeln. Vor einem Reuter zu Pferd brauche ich mich nicht zu schämen, ich bin so hoch wie er. Und trage ich nicht auf meinem schlanken Hals ein zierliches Köpflein und habe schöne große Augen? Sieh mich nur an. Und an meinen Beinen erkennst du, daß ich zu den Stelzvögeln gehöre.

Kn. Das sehe ich alles. Aber, du stolzer Strauß, breite mir doch deine Flügel aus, ich möchte einen solchen Riesen, wie du bist, fliegen sehen.

Str. Fliegen, mein Kind, das kann ich nicht. Leider habe ich an meinem Flügeln keine Schwungfedern. Ich kann nur laufen.

Kn. Was, du kannst nicht fliegen? Ach das ist schade! Was hast du aber am Schwanz für stolze Federn?

Str. O Kind, diese zierlichen weichen und biegsamen Federn sind mein Unglück. Denn um ihretwillen nimmt mir der grausame Mensch mein Leben. Die stolzen Frauen stecken sie auf ihren Hut, und kümmern sich nichts darum, ob ich lebe oder todt bin.

Kn. Armer Strauß, du kannst also nur laufen?

Str. Jawohl, ich laufe schneller als ein englischer Renner. Willst du's versuchen, so setze dich auf meinen Rücken, und halte dich an meinem Halse an.

Kn. Ich glaube es wohl, daß du mit deinen Stelzfüßen recht laufen kannst, du könntest mit mir nur in die weite Welt rennen. Aber wo ist denn deine Heimath, du Schnelläufer?

Str. Meine Heimath ist im heißen Afrika, wo die Sonne wie Feuer brennt, da lebe ich in den großen Wüsten mit meinen Brüdern in guter Gesellschaft, und sind wir oft zu 300 beisammen, da solltest du uns einmal rennen sehen! Das ist eine Lust! Aber da hat man mich in diesem elenden Käfich zu euch herübergeschleppt, und bin so allein und muß mich von euch begaffen lassen.

Kn. Armer Strauß, du dauerst mich! Doch von was lebst du denn in deiner Wüste?

Str. Ich lebe von Kräutern und Körnern,

aber nicht immer sind diese in einer dürren Wüste zu haben, und mein Magen ist groß. Da verschlinge ich denn in meinem Heißhunger auch bisweilen Holz, Steine, Eisen, Glas und Nägel.

Kn. Das ist aber entsetzlich! Die werden dir Bauchgrimmen machen.

Str. O nein, ich verdaue sie doch, denn ich habe einen guten Magen. Einer meiner Brüder verschluckte einmal im Heißhunger 70 Goldstücke; er hätte sie gewiß verdaut, wenn ihm nicht der Bauch aufgeschnitten worden wäre. Freilich Gläser und Nägel zerschneiden und zerstechen uns auch bisweilen den Magen.

Kn. O du Eisenfresser! Wo legst du denn deine Eier hin, die sind gewiß recht groß?

Str. Meine Eier lege ich in ein Nest, das ich mit meinen Füßen in den Sand scharre. 25—30 lege ich oft hinein, und die heiße Sonne hilft sie mir ausbrüten. Daß ein Ei von mir groß ist, kannst du dir denken, fast so groß als dein Kopf; es ist drei Pfund schwer, und in die leere Schale gehen 24 Hühnereier hinein. Vier hungrige Menschen können sich an einem Ei von mir satt essen. Die bösen Hottentotten machen oben ein Loch hinein, stellen es, wie einen Topf ans Feuer, und kochen es so.

Kn. Da möchte ich doch einmal miteſſen, so wüßte ich doch auch, wie deine Eier schmecken. Du dauerst mich, daß man dich so herumschleppt, und ich wünsche dir, daß du bald wieder zu deinen Brüdern nach Afrika kommen mögest.

Robinson und das gestrandete Schiff.

Robinson und Freitag mochten kaum eine Stunde geschlafen haben, als der erste durch ein heftiges Gewitter, welches unterdes entstanden war, plötzlich wieder geweckt wurde. Der Sturmwind heulte fürchterlich, und der Donner krachte, daß die Erde davon erzitterte. „Hörst du? Freitag," fragte Robinson, indem er seinen Schlafkameraden anstieß. „Au weh! antwortete dieser; wenn uns das auf dem Meere getroffen hätte!" Er hatte dieses kaum gesagt, als sie auf einmal einen Knall hörten, der einem fernen Kanonenschusse ähnlich war.

Freitag meinte, es wäre der Donner; Robinson hingegen glaubte steif und fest, einen Kanonenschuß gehört zu haben, und gerieth darüber in die freudigste Bestürzung. Er sprang eiligst vom Lager auf, lief nach der Küche, und befahl Freitag ihm zu folgen. Hier ergriff er einen glühenden Feuerbrand, und kletterte damit die Strickleiter hinauf. Freitag that ein Gleiches, ohne zu wissen, was seines Herrn Absicht war.

Auf dem Gipfel des Berges machte Robinson in größter Geschwindigkeit ein Feuer an, um den Nothleidenden ein Zeichen zu geben, daß sie hier bei ihm einen sichern Zufluchtsort finden könnten. Er glaubte nämlich, daß irgend ein Schiff in der Nähe wäre, welches sich in Gefahr befände, und deßwegen einen Nothschuß gethan

habe. Aber kaum loderte die Flamme auf, als ein so entsetzlicher Regenguß herabstürzte, daß das Feuer augenblicklich wieder erlosch. Robinson und Freitag mußten sich in ihre Höhle retten, um nicht fortgeschwemmt zu werden.

Nun wüthete der Sturm, nun rasselte der Platzregen, nun krachte der Donner mit unbeschreiblicher Heftigkeit. Es erfolgte Schlag auf Schlag, und ungeachtet Robinson sich einbildete, unterdurch von Zeit zu Zeit noch mehr Kanonenschüsse zu hören: so war er doch zuletzt selbst zweifelhaft, ob's nicht vielleicht blos der Donner gewesen wäre? Nichtsdestoweniger hieng er die ganze Nacht dem süßen Gedanken nach, daß ein Schiff zu seiner Erlösung in der Nähe wäre, daß dieses vielleicht der Gefahr, worin es sich jetzt befinde, glücklich entkommen, und ihn, nebst seinem treuen Freitag, nach Europa führen würde. Zehnmal versuchte er, ein neues Feuer anzulegen, aber der unaufhörliche Regen löschte es jedesmal wieder aus. Es blieb ihm also weiter nichts übrig, als für die Unglücklichen zu beten; und das that er denn auch mit der größten Innigkeit.

Erst mit Anbruch des Tages legte sich das Ungewitter; und Robinson rannte, von Freitag begleitet, zwischen Furcht und Hoffnung nach dem Strande, um zu sehen, ob er recht gehört habe, oder nicht? Seine Blicke irrten auf der weiten Fläche des Weltmeeres herum, ob er nicht vielleicht irgendwo ein Schiff wahr-

nehmen möchte? Umsonst! Es war nirgends eins zu sehen. Er glaubte also, daß er sich geirrt haben müßte, und daß der gehörte wiederholte Knall, den er für Kanonenschüsse gehalten hatte, nichts anders, als der Donner könne gewesen seyn. Traurig, daß eine so liebe Hoffnung ihm vereitelt war, gieng er wieder nach Hause.

Aber zu Hause hatte er nicht Ruhe, nicht Rast, weil ihm immer ein Schiff vor Augen stand, das bei seiner Insel vor Anker lag. Er kletterte also wieder auf den Berg, von wannen er die östliche Küste übersehen konnte; aber auch von da aus konnte er nicht entdecken, was der süße Traum ihm vorgespiegelt hatte. Auch damit noch nich zufrieden, und noch immer unruhig, rannte er nach einem andern Berge, der viel höher, als dieser war, um von da nach der westlichen Küste der Insel hinzusehen. In einem Hui hatte er ihn erstiegen; und da er nun oben war und nach der Westseite hinblickte — Himmel! welch freudiges Erschrecken bemächtigte sich da plötzlich seiner ganzen Seele, als er sah — daß er sich doch nicht betrogen habe!

Alle. Oh!

Vater. Er sah ein Schiff, und zwar, der weiten Entfernung ungeachtet, so deutlich, daß er gar nicht zweifeln konnte, es sey wirklich eins, und noch dazu ein recht großes. Ueberhebt mich, Kinder, der vergeblichen Mühe, euch seine Freude, sein unaussprechliches Entzücken zu beschreiben.

Athemlos rannte er zurück nach seiner Burg, ergriff seine Waffen, ohne die er nie auszugehen pflegte, und konnte zu Freitag, der ihn voll Verwunderung anstaunte, weiter nichts sagen, als: Sie sind da! Geschwind, geschwind! und so, wie der Wind, die Strickleiter wieder hinauf und davon, als wenn er Flügel gehabt hätte.

Freitag schloß aus der Verwirrung, aus der Eilfertigkeit und aus den abgebrochenen Worten seines Herrn, daß die Wilden da wären. Er ergriff also gleichfalls seine Waffen, und lief mit nicht geringerer Geschwindigkeit hinter ihm her.

Beinahe zwei Meilen mußten sie zurücklegen, bevor sie an die Stelle des Strandes kamen, dem gegenüber das Schiff vor Anker zu liegen schien. Und hier war es, wo Freitag erst erfuhr, wovon denn eigentlich die Rede wäre. Robinson zeigte ihm das ferne Schiff, worüber er denn gar große Augen machte, weil er der weiten Entfernung ungeachtet, wohl sehen konnte, daß es hundertmal größer sey, als das größte, welches er jemals gesehen hatte.

Robinson wußte gar nicht, was er vor Freuden Alles angeben sollte. Bald sprang er, bald jauchzte er, bald fiel er seinem Freitag in die Arme, und bat ihn mit hellen Freudenthränen in den Augen, daß er sich doch auch freuen möchte! Nun gienge es nach Europa; nun nach Hamburg! Da solle er einmal sehen,

wie man in Hamburg lebe! Was für Häuser da die Menschen bauen könnten! Wie bequem, wie ruhig, wie angenehm man da sein Leben hinbrächte! — Der Strom seiner Worte war unerschöpflich. Ich glaube, er würde bis zum folgenden Morgen ununterbrochen fortgeredet haben, wenn er sich nicht auf einmal besonnen hätte, daß es thöricht wäre, die Zeit mit unnützen Worten hinzubringen, und daß er vor allen Dingen suchen müßte, sich den Leuten auf dem Schiffe zu erkennen zu geben. — Aber wie nun? Das war die Frage.

Er versuchte seine Stimme ertönen zu lassen; aber er merkte bald, daß das vergebliche Mühe war, ungeachtet der Wind sich schon während des Ungewitters gedreht hatte, und jetzt von der Insel nach dem Schiffe zu blies. Er hieß also seinen Freund, so geschwind, als möglich, ein Feuer anmachen, welches von dem Schiffe her gesehen werden könnte. Dieser kam auch bald damit zu Stande, und nun erregte Robinson eine Flamme, welche baumhoch emporloderte. Seine Augen waren dabei unverrückt nach dem Schiffe gerichtet, weil er alle Augenblicke erwartete, daß ein Boot abstoßen, und zu ihnen kommen würde. Aber kein Boot wollte sich sehen lassen.

Endlich, da das Feuer schon eine Stunde vergeblich gebrannt hatte, that Freitag den Vorschlag: er wolle, so weit es auch immer wäre, hinschwimmen, und den Leuten sagen, daß sie her-

kommen sollten. Robinson umarmte ihn dafür, und bat ihn, doch ja für die Erhaltung seines Lebens dabei besorgt zu seyn. Freitag warf darauf seine Mattenkleidung ab, brach einen grünen Zweig ab, den er in den Mund nahm, und sprang herzhaft in's Wasser. Robinson's wärmste Segenswünsche begleiteten ihn.

Lotte. Was wollte er denn mit dem grünen Zweige machen?

Vater. Ein grüner Zweig ist bei den Wilden ein Zeichen des Friedens; und wer so sich ihnen nähert, dem pflegen sie nichts zu Leide zu thun. Er nahm ihn also zu seiner Sicherheit mit.

Freitag langte glücklich bei dem Schiffe an, schwamm einigemal um dasselbe herum, und rief holla! Aber da war keiner, der ihm antwortete. Endlich bemerkte er die Schiffsleiter, die an der Seite herabhieng; er näherte sich ihr und stieg daran hinauf, den grünen Zweig in der Hand.

Als er so hoch gestiegen war, daß er auf das Verdeck sehen konnte, erschreckte ihn der Anblick eines Thieres, welches ihm ganz fremd war. Es war schwarz und zottig; und in dem Augenblicke, daß Freitag von ihm gesehen wurde, erhob es eine Stimme, dergleichen dieser noch niemals gehört hatte. Gleich darauf wurde es wieder still, und bezeigte sich so freundlich, daß Freitag die Furcht, die es anfangs ihm eingeflößt hatte, wieder fahren ließ. Es kam in

der demüthigsten Stellung herbeigekrochen, wedelte mit dem Schwanze, und winselte so beweglich, daß Freitag wohl merkte, es wolle Schutz bei ihm suchen. Er wagte es daher, da es bis zu seinen Füßen vorgekrochen war, es zu streicheln, und das Thier schien außer sich vor Freude zu seyn.

Freitag gieng nun auf dem Verdecke herum, und fuhr fort, sein holla! mit lauter Stimme zu rufen; aber es wollte sich noch immer kein Mensch blicken lassen. Er stand jetzt, und staunte alle die wunderbaren Sachen an, die er auf dem Verdecke sah, und hatte dabei den Rücken gegen die Treppe gekehrt, wodurch man vom Verdecke in das Innere des Schiffes hinabsteigt, als er plötzlich einen so unsanften Stoß von hinten erhielt, daß er der Länge nach hinstürzte. Voll Schrecken richtete er sich wieder auf, sah sich um und wäre beinahe versteinert worden, da er ein ziemlich großes Thier, mit langen krummen Hörnern, und mit einem mächtigen Barte erblickte, welches sich eben wieder in eine drohende Stellung auf die Hinterfüße setzte, um ihm eine zweite Bewillkommnung angedeihen zu lassen. Freitag that einen lauten Schrei, und sprang, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, über Bord in's Meer hinab.

Das erstbeschriebene schwarze Thier, welches ihr an der Beschreibung vermuthlich wohl werdet erkannt haben. —

Johannes. O ja! ein Pudel!

Vater. Getroffen! Dieser Pudel, sage ich

folgte Freitags Beispiele, und sprang gleichfalls über Bord, um ihm nachzuschwimmen. Freitag, der das Plätschern desselben hinter sich hörte, bildete sich ein, daß das andere gehörnte Ungeheuer ihm nachgesprungen wäre, und gerieth darüber in solche Angst, daß er zum Schwimmen beinahe unfähig geworden, und in den Abgrund versunken wäre. Abermals ein Beispiel, wie schädlich die Furchtsamkeit ist, und wie sie uns immer Gefahren aussetzt, die wir füglich vermeiden könnten, wenn wir uns nicht von ihr betäuben ließen!

Er getraute sich nicht, sich umzusehen, und schwamm, da er sich erst ein wenig wieder erholt hatte, so eilig fort, daß der Pudel ihm kaum folgen konnte. Endlich erreichte er den Strand und sank sprachlos und ohnmächtig zu Robinson's Füßen nieder. Campe.

Lieber Gottfried!

Wenn es im Sommer recht heiß ist, so setzest du einen Hut auf, damit dir die Sonne nicht auf den Kopf brennt. Auch die Bäume haben im Sommer einen Hut auf, aber keinen gelben Strohhut, sondern einen grünen Blätterhut, der aus viel tausend Blättlein gewebt ist. Damit machen sie sich und uns einen gar lieblichen kühlen Schatten, und wer möchte im heißen Sommer nicht gern unter dem frischgrünen Hute eines Baumes sitzen und ruhen? Dieser Hut ist im Sommer schön grün, aber im Herbst wird er gelb und roth, und zuletzt fällt er den Bäumen

vom Kopf herab und verweſt. Das iſt das Schickſal aller der tauſendmaltauſend Blättlein, die ein großer Dichter, Fr. Rückert, mit grünen Vögelein vergleicht, welche ſich im Frühling an die Aeſte und Zweige des Baumes ſetzen, und dann beſchreibt, wie es ihnen im Frühling, im Sommer, im Herbſt und im Winter geht. Hier haſt du ſein Gedicht:

Es kamen grüne Vögelein
geflogen her vom Himmel,
und ſetzten ſich im Sonnenſchein
in fröhlichem Gewimmel
all an des Baumes Aeſte,
und ſaßen da ſo feſte,
als ob ſie angewachſen ſeyn.
Sie ſchaukelten in Lüften lau
auf ihren ſchwanken Zweigen,
ſie aßen Licht und tranken Thau,
und wollten auch nicht ſchweigen.
Sie ſangen leiſe leiſe,
auf ihre ſtille Weiſe,
von Sonnenſchein und Himmelsblau.
Wenn Wetternacht auf Wolken ſaß,
ſo ſchwirrten ſie erſchrocken;
ſie wurden von dem Regen naß,
und wurden wieder trocken;
die Tropfen rannen nieder
vom grünenden Gefieder,
und deſto grüner wurde das.
Da kam am Tag der ſcharfe Strahl,
ihr grünes Kleid zu ſengen,
und nächtlich kam der Froſt einmal,

mit Reif es zu besprengen.
Die armen Vöglein froren,
ihr Frohsinn war verloren,
ihr grünes Kleid war bunt und fahl.
Da trat ein starker Mann zum Baum,
hub stark ihn an zu schütteln,
vom obern bis zum untern Raum
mit Schauer zu durchrütteln.
Die bunten Vöglein gierten,
und ihrem Baum entschwirrten,
wohin sie kamen, weiß man kaum.

Das Korn.

Das Korn gehört zu den Gewächsen, welche man Gräser nennt. Es treibt einen langen dünnen Halm mit einer Aehre, in welcher vier Reihen Körner stecken. Wenn es reif wird, bekommt es eine weißgelbe Farbe. Dieses geschieht im August zur Zeit der Ernte. Da kommen die Schnitter, schneiden es mit Sicheln ab und breiten es auf dem Felde aus, damit die unreifen Körner gar reif werden können. Darauf bindet man es in Garben und fährt es in die Scheunen. Da bindet man die Garben wieder auf, breitet das Korn auf der Dreschtenne aus, und schlägt so lange mit dem Dreschschlegel darauf, bis alle Körner aus den Aehren herausgesprungen sind. Sodann kehrt man alles ausgedroschene Getraide auf einen Haufen, schüttet es auf eine Handmühle und reinigt es von Staub, Spreu und anderem Unrath. Zuletzt füllt man es in Säcke, oder schüttet es auf den Kornboden.

Von da bekommt es der Müller, welcher es in der Mühle zu Mehl mahlt. Das Mehl bekommt der Bäcker, der Bäcker schüttet es in den Backtrog, gießt lauwarmes Wasser daran und knetet es in einer warmen Stube zu Teig. Damit aber das Brod nicht matzig wird, knetet man etwas Sauerteig darunter; der macht, daß der Teig im Backtrog auseinandergeht und aufschwillt. Wenn der Teig auf diese Weise gehörig gegangen ist, werden daraus Brodlaibe geformt. Nun heizt man den Backofen, räumt, wenn er ganz heiß ist, die glühenden Kohlen heraus, und schießt ein, d. i. man schiebt den Teig in den heißen Backofen, und nimmt, wenn das Brod ganz ausgebacken ist, die Laibe wieder heraus, die lassen sich Arme und Reiche wohl schmecken.

Merke: Der Bauer könnte nicht ernten und dreschen, der Müller nicht mahlen, der Bäcker nicht backen, und wir nicht essen, wenn der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden das Korn nicht wachsen ließe und behütete. Er ist es, der die junge zarte Saat im Winter mit Schnee zudeckt, damit sie nicht erfriert; Er ist es, der im Frühling zu seiner Zeit Thau, Regen und Sonnenschein giebt, damit die junge Saat wachsen und gedeihen kann; Er ist es, der sie vor Hagel und Brand behütet. Thäte Er dieses nicht, so bliebe uns kein Körnlein übrig. So ist denn Gott Alles, der Bauer Müller und Bäcker aber ist nichts. Wenn denn die Leute das nicht glauben wollen, und meinen, wenn sie

nur dreschen mahlen und backen, da müsse man Brod genug haben, so schickt der allmächtige Gott in seinem heiligen Zorn einen recht kalten Winter, daß die junge Saat erfriert, oder Er schickt zu viel Regen, daß sie ersäuft oder zu viel Sonne, daß sie verbrennt. Da kommt denn eine Theurung, daß die armen Kindlein nach Brod schreien und ist keines da, und wenn eines da ist, so muß man es theuer bezahlen und wird am Ende doch nicht satt davon. Da kann man es dann mit Händen greifen, daß alles Dreschen Mahlen und Backen umsonst ist, wenn Gott der Herr nicht seine milde Hand aufthut, und uns das Brod aus der Erde wachsen läßt. Darum bitten wir Ihn täglich im Vater Unser: Gieb uns unser täglich Brod.

Merk' einmal, was ich vom Hahn alles dir erzählen kann.

Der Hahn in seiner Tennen
thut herzhaft einen Schrei,
da kommen alle Hennen
geschwind, geschwind herbei.
Dann nennt er sie bei ihren
Zunamen allzumal
und führet sie spatzieren
hinunter in das Thal.
Führt sie zu einem frischen
Schlücklein am Wiesenborn,

gibt ihnen aufzutischen
gar manches Gerstenkorn.
Und daß auch nicht der Braten
abgehe bei dem Schmaus,
so ist er gleich berathen
und geht auf's Jagen aus.
Ein Käfer kommt gewackelt,
schön dunkelgrün und roth,
da wird nicht lang gefackelt,
Herr Hahn, der spießt ihn todt.
Und schlachtet mit dem Schnabel
den Käfer, wie ein Kalb,
und theilt ihn ohne Gabel
und Messer halb und halb.
Dann ruft er alle Hennen
mit Gluck gluck gluck zu Hauf,
die wackeln und die rennen
daher im schnellsten Lauf.
Und nach dem Braten recken
sie den gestreckten Hals,
und schlecken ihn und schmecken
ihn ohne Salz und Schmalz.
Und wenn das Schnabulieren
hierauf ein Ende hat,
dann führt er sie mit ihren
Küchlein zur Ruhestatt.
Er aber vor dem Stalle
singt noch sein Kikriki;
und rastet nicht bis alle
auch eingeschlafen hie.
Dann legt er auf die Seiten
den zunderrothen Kamm,

daß morgen er bei Zeiten
den Bauern wecken kann.

Fr. Güll.

Robinson untersucht das gestrandete Schiff.

Robinson fieng auf dem Schiff eine ordentliche Untersuchung an. Er stieg aus einer Kajüte in die andere, aus einem Schiffsboden in den andern hinab, und sah überall tausend Dinge die in Europa kaum geachtet werden, die aber für ihn einen ganz unschätzbaren Werth hatten. Da waren ganze Tonnen voll Schiffszwieback, Reis, Mehl, Korn, Wein, Schießpuler, Kugeln und Schrot; da waren Kanonen, Flinten, Pistolen, Degen und Hirschfänger; ferner Beile, Sägen, Meißel, Bohrer, Raspeln, Hobeln, Hämmer, eiserne Stangen, Nägel, Messer, Scheren, Nadeln; da waren Töpfe, Schüsseln, Teller, Löffel, Feuerzangen, Blasebläge, Näpfe, und anderes hölzernes, eisernes, zinnernes und kupfernes Küchengeräth; da waren endlich auch ganze Kisten voll Kleider, Wäsche, Strümpfe, Schuhe, Stiefel und hundert andere Sachen, für deren jede der entzückte Robinson gern seinen ganzen längstvergessenen Goldklumpen hingegeben haben würde, wenn man eins oder das andere davon ihm zum Kauf angeboten hätte.

Freitag stand bei dem allen wie verdutzt, weil er so etwas niemals gesehen hatte, und von den meisten dieser Wunderdinge auch die Absicht nicht errathen konnte. Robinson hingegen war

ganz außer sich vor Entzücken. Er weinte vor Freuden, griff, wie ein kleines Kind, nach allem was ihm vorkam, und warf das Ergriffene wieder aus den Händen, sobald seine Augen auf einen andern Gegenstand fielen, der ihm noch wünschenswerther zu seyn schien. Endlich wollte er auch in den untersten Schiffsraum steigen; aber er fand, daß dieser schon ganz mit Wasser angefüllt war, weil das Schiff einen starken Leck bekommen hatte.

Nun gieng er mit sich selbst zu Rathe, was er für diesmal mitnehmen sollte, und konnte darüber lange nicht mit sich einig werden. Bald schien ihm dieses, bald jenes das Unentbehrlichste zu seyn, und daher verwarf er oft wieder, was er so eben erst gewählt hatte, um statt dessen etwas anderes mitzunehmen. Endlich suchte er folgende Dinge, als die nützlichsten von allem, aus, um sie für diesmal mitzunehmen: 1) Eine kleine Tonne voll Schießpulver, nebst einem andern Tönnchen voll Schroot; 2) zwei Flinten, zwei Paar Pistolen, zwei Degen und Hirschfänger; 3) doppelte Kleidungsstücke vom Kopf bis zu den Füßen, für sich und Freitag; 4) zwei Dutzend Hemden; 5) zwei Beile, zwei Sägen, zwei Hobel, ein Paar Stangen Eisen, einen Hammer, und einige andere Werkzeuge; 6) einige Bücher, etwas Schreibpapier, nebst Tinte und Federn; 7) ein Feuerzeug, nebst Zunder und Feuerstein; 8) ein Faß voll Zwieback; 9) etwas Segeltuch, und 10) die Ziege.

Fritzchen. O, die Ziege hatte er ja eben nicht sehr nöthig!

Vater. Das ist wahr, Fritzchen; aber die Ziege hatte seiner nöthig, und Robinson war viel zu mitleidig gegen alle lebendigen Geschöpfe, als daß er dieses arme Thier in der Ungewißheit, ob nicht vielleicht vor seiner Zurückkunft ein Sturm das Schiff zertrümmern würde, hätte zurücklassen können, zumal da das Nothwendigste doch Raum auf seiner Flöße fand. Er nahm sie also mit.

Dahingegen ließ er etwas liegen, wornach in Europa die Leute zuerst greifen würden — ein ganzes Tönnchen voll Goldkörner, und ein Schächtelchen mit kostbaren Diamanten, die er in der Kajüte des Hauptmanns gesehen hatte. Diese mitzunehmen fiel ihm gar nicht ein, weil er ganz und gar keinen Gebrauch davon zu machen wußte.

Ueber dem Durchsuchen, dem Aufmachen und Auskramen, dem Frohlocken, dem Auswählen und Aufladen war so viel Zeit verflossen, daß nur noch eine Stunde bis zur Fluthzeit fehlte. Diese mußten sie nun erwarten, weil sie sonst mit der Flöße schwerlich hätten fortkommen können. Diese Stunde wandte Robinson an, einmal wieder auf europäische Art zu speisen.

Er holte also ein Stück geräuchertes Rindfleisch, ein Paar Häringe, etwas Zwieback, Butter und Käse, und eine Flasche Wein herbei, setzte alles auf den Tisch in der Kajüte des

Hauptmanns', und ließ sich selbst mit Freitag auf den dabeistehenden Stühlen nieder. Schon dieses, daß er endlich einmal wieder an einem ordentlichen Tische, auf einem ordentlichen Stuhle sitzend, von einem ordentlichen Teller mit Messer und Gabeln essen sollte, machte ihm mehr Freude als ich euch beschreiben kann. Und nun vollends die Speisen selbst, vornehmlich das Brot, wornach er sich so oft vergebens gesehnt hatte, — o, ihr könnt euch gar keine Vorstellung davon machen, wie entzückt er darüber war! Man müßte, so wie er, neun Jahre lang aller dieser Nahrungsmittel und Bequemlichkeiten des Lebens beraubt gewesen seyn, um die Freude, die er jetzt empfand, nach ihrem ganzen Umfange fassen zu können.

Freitag war mit der europäischen Art zu essen so wenig bekannt, daß er gar nicht wußte, wie er Messer und Gabel gebrauchen sollte. Robinson zeigte es ihm; aber indem er es nun nachmachen und ein Stück Fleisch auf der Gabel zum Munde führen wollte, fuhr er damit zum Ohre hinauf, und brachte, seiner hisherigen Gewohnheit nach, die Hand mit der Schale der Gabel zum Munde. Von dem Weine, den ihm Robinson zu kosten gab, wollte er schlechterdings nicht trinken, weil sein nur an Wasser gewöhnter Gaum den Reiz eines starken Getränkes nicht ertragen konnte. Der Zwieback hingegen behagte ihm ausnehmend wohl.

Jetzt war die Fluthzeit da; beide stiegen also

hinab zur Flöße, und stießen in die See, um mit der anschwellenden Fluth dem Strande zuzufließen. In kurzer Zeit waren sie da, und eilten, die geborgenen Güter an's Land zu setzen.

Und nun war Freitag sehr begierig zu erfahren, was alle diese Dinge zu bedeuten hätten, und was für Nutzen sie gewährten? Das erste, was Robinson zur Befriedigung seiner Neugier vornahm, war, daß er hinter einen Busch trat, sich daselbst ein Hemd und das Dienstkleid eines Offiziers, nebst Schuhen und Strümpfen anzog; dann einen Degen an die Seite steckte, einen Tressenhut aufsetzte, und so auf einmal, wie umgeschaffen, hervortrat, und sich vor Freitag's erstaunten Augen hinpflanzte. Dieser wich voll Bestürzung einige Schritte zurück, weil er in dem ersten Augenblicke wirklich zweifelhaft war, ob er seinen Herrn, oder ein anderes vielleicht übermenschliches Wesen sähe. Robinson, der über sein Erstaunen lächeln mußte, reichte ihm freundlich die Hand, und versicherte, daß er noch immer Robinson, noch immer sein Freund wäre, ungeachtet seine Kleidung und sein Glückszustand sich jetzt geändert hätten. Er nahm hierauf eine ganze Matrosenkleidung, zeigte ihm, wie er jedes Stück derselben anziehen müßte, und ließ ihn hinter den Busch treten, um sich gleichfalls anzukleiden.

Freitag gehorchte; aber es dauerte lange, ehe er mit dem Anzuge fertig werden konnte. Bald hatte er dies, bald jenes unrecht angelegt.

Das Hemd zum Beispiel zog er erst verkehrt an, indem er die Beine durch die beiden Aermel steckte, als wenn er Beinkleider anziehen wollte. Eben so machte er es auch mit den Beinkleidern, in die er gleichfalls die Füße von unten zu stekken versuchte, und mit der Jacke, die er auf dem Rücken zuknöpfen wollte. Nach und nach sah er seinen Irrthum ein, und verbesserte ihn, bis er endlich nach vielen vergeblichen Versuchen mit dem ganzen Anzuge völlig zu Stande kam.

Er hüpfte vor Freuden wie ein Kind, da er sich so umgeschaffen sah, und da er merkte, wie bequem diese Kleidung wäre, und wie gut sie ihn vor den Stichen der Muskito's verwahren würde. Nur mit den Schuhen war er unzufrieden, weil sie ihm etwas Entbehrliches und Unbequemes zu seyn schienen. Er bat sich also die Erlaubniß aus, sie wieder ablegen zu dürfen, welches Robinson seinem eigenen Gutbefinden überließ.

Jetzt zeigte dieser ihm den Gebrauch der Beile und anderer Werkzeuge, worüber Freitag vor Freude und Bewunderung ganz außer sich gesetzt wurde. Sie machten sogleich Gebrauch davon, um einen kleinen Mastbaum für ihre Flöße zu behauen, damit sie künftig ein Segel aufstecken könnten, und dann nicht erst auf die Zeit der Fluth zu warten brauchten. Robinson übernahm es, diese Arbeiten allein fertig zu machen, und schickte Freitag unterdes nach seiner Burg um die Lama's zu melken; ein Geschäft, welches

sie nun schon seit zwei Tagen hatten aussetzen müßen.

In Freitag's Abwesenheit lud Robinson eine der Flinten, weil er sich das Vergnügen vorbehalten hatte, seinen Freund mit den wunderbaren Wirkungen des Schießpulvers zu überraschen. Da dieser nun zurückgekommen war, und die Geschwindigkeit bewunderte, mit welcher Robinson seine Arbeit schon vollendet hatte, erblickte dieser einen Seefalken, der eben mit einem geraubten Fische davonflog. Schnell ergriff er die Flinte, und rief aus: Gib Acht, Freitag, der soll herunter! Kaum hatte er dieses gesagt, so drückte er ab, und der Falke stürzte aus der Luft zur Erde.

Stellt euch des armen Freitags Erstaunen und Erschrecken vor! Er stürzte, als wäre er selbst getroffen worden, zu Boden, weil ihm plötzlich sein alter Aberglauben vom Tupan oder Donnerer wieder einfiel, für den er im ersten Augenblicke des Schreckens seinen Herrn selbst hielt. Er fiel, wie gesagt, zu Boden; dann legte er sich auf die Kniee, und streckte seine zitternden Hände gegen Robinson aus, als wenn er ihn um Gnade bitten wollte. Reden konnte er nicht.

Robinson war weit entfernt, mit irgend etwas, das die Gotteslehre betrifft, Spaß treiben zu können. Es war ihm daher, sobald er Freitag's Gedanken vermuthete, augenblicklich leid, ihn nicht vorher über

das, was er thun wollte, belehrt zu haben; und er eilte, diesen Fehler wieder gut zu machen. Er hob den zitternden Freitag liebreich auf, umarmte ihn, bat ihn, sich nicht zu fürchten, zeigte ihm hierauf die Einrichtung der Flinte, beschrieb ihm die Beschaffenheit und Wirkung des Schießpulvers, lud dann die Flinte vor seinen Augen, und gab sie ihm in die Hand, um selbst damit zu schießen. Aber Freitag, der noch viel zu furchtsam dazu war, bat ihn, es lieber statt seiner zu thun. Robinson machte darauf ein Ziel auf hundert Schritt, ließ Freitag neben sich stehen, und feuerte die Flinte ab.

Es fehlte nicht viel, so wäre Freitag noch einmal zu Boden gestürzt; so übernatürlich schien ihm dasjenige zu seyn, was er sah und hörte. Das Ziel war von vielen Schrootkörnern getroffen, welche noch ziemlich tief in's Holz hineingedrungen waren. Robinson machte seinen Freitag aufmerksam darauf, und ließ ihn selbst den Schluß machen, wie sicher sie nun in Zukunft vor allen feindlichen Anfällen der Wilden wären, nachdem sie diesen künstlichen Blitz und Donner in ihre Gewalt bekommen hätten. Freitag gewann hiedurch und durch Alles, was er auf dem Schiffe gesehen hatte, eine so tiefe Ehrfurcht gegen die Europäer und gegen seinen Herrn insbesondere, daß es ihm viele Tage hindurch unmöglich war, sich wieder auf den vertrauten freundschaftlichen Ton gegen ihn herabzustimmen.

Indeß rückte die Nacht heran, und machte

den Geschäften dieses freudenreichen Tages ein Ende.

Campe.

Lieber Adolph!

Nachdem ich dir vor einiger Zeit über die Wirthschaft der Ameisen geschrieben habe, will ich dir in diesem Briefe noch einige Ameisenarten aufführen, die man nicht bei uns findet.

In Südamerika lebt eine Ameise, welche man die Besuchsameise nennt, weil sie alle zwei oder drei Jahre die Häuser eines Dorfes oder einer Stadt besucht. Sie ist fast so groß als eine Wespe und lebt von Spinnen, Wanzen, Schaben und andern Kerfen. In manchen Gegenden kommen jährlich einmal unzählige Schwärme dieser Ameisen in die Häuser. Man öffnet diesen Gästen die Zimmer, ja sogar die Schränke und Kisten. Sie laufen dann haufenweise von einem Zimmer in das andere, töden und verzehren alle großen und kleinen Kerfe, ja sie greifen sogar Ratten und Mäuse an und saugen ihnen den Saft aus. Haben sie ein Haus gereinigt, so ziehen sie in das nächste und suchen es auch durch. Wenn ein Mensch so undankbar seyn und sie ärgern würde, so würden sie über ihn herfallen und würden ihm Schuhe und Strümpfe in Stücke zerreißen.

Eben so kommt auch die fuchsrothe Hausameise haufenweise in die Häuser. Findet sie eine Küchenschabe, eine Kellerassel, eine Spinne oder ein anderes Kerf auf dem Boden, so schleppt

sie es unbarmherzig fort. Selbst große noch halb lebendige Eidechsen schleppen diese Ameisen mit vereinten Kräften davon. Dabei fressen sie aber auch alle Lebensmittel auf und besudeln sie. Kommen ihnen andere Ameisen in den Weg, so gibt es einen Kampf. Sie packen dieselben wüthend an, bäumen sich Brust gegen Brust gerichtet und kneipen mit den Kiefern so heftig, daß Beine und Fühlhörner überall herumliegen. Immer mehr sechsbeinige Fußgänger nehmen an dem Kampf Theil, das Schlachtfeld wird mit Todten und Verwundeten bedeckt. Endlich kommen auch die geflügelten Männchen und Weibchen ihren Arbeitern zu Hülfe, und diese fliegende Reiterei fängt einen eben so wüthenden Kampf in der Luft an, der so lange dauert, bis eine Partei die Flucht ergreift. Wirft man etwas heiße Asche auf das Schlachtfeld, so zerstreuen sich die Kämpfer augenblicklich.

Noch ärger als die Hausameise ist die Zuckerameise, welche man so nennt, weil sie ihr Nest gewöhnlich unter die Wurzeln des Zuckerrohrs macht. Dadurch verwelken nicht blos die Blätter des Zuckerrohrs, sondern ganze Stöcke verdorren und fallen um. Das ist aber nicht der einzige Schaden, den sie stiften. Die geflügelten Männchen und Weibchen greifen zuweilen das Vieh in solcher Menge an, daß es von ihren Stichen umstürzt und stirbt. Ja diese Ameisen haben sogar schon Negerkinder umgebracht, wenn die Mütter etwas Milch oder Honig an

den Kleidern oder im Gesichte nicht abgewischt hatten. Sie sind so muthig, daß sie selbst das Feuer nicht fürchten. Wenn sich gleich die ersten verbrennen, so dringen doch immer neue Haufen nach, bis das Feuer endlich unter dem Haufen todter Ameisen auslöscht. Die andern ziehen dann über diesen Leichenhaufen weg.

Nun, lieber Adolph, du siehst aus diesen Beispielen, daß es unter dem Volk der Ameisen zwar sehr emsige und unermüdliche, aber auch sehr wüthende und grausame Stämme gibt, welche nicht blos um der Nahrung willen, sondern auch aus andern Ursachen grausame Kriege führen. Ebenso siehst du daraus, daß die Ameisen auch dem Menschen gefährlich werden können, und sich nicht ungestraft von ihm beleidigen lassen. Darum lasse sie in Frieden, und bedenke, daß es eben so garstig ist, wenn Knaben den wehrlosen Vögelein die Jungen wegnehmen, als wenn sie muthwillig ein Ameisennest zerstören. Es bleibt auch nicht ungestraft, wie du das aus dem schönen Gedicht, das ich dir beilegen will, lernen kannst. Lebe wohl.

Der Knabe und die Ameisen.

Ein Knabe, der gern müßig ging,
doch manchen tollen Streich anfing,
war einstens in den Wald gelaufen,
und kam an einen Ameisenhaufen.
Hei! wie's da durcheinander wuselt!

wie jedes Thierchen eilig fußelt!
sie tragen ohne Rast und Ruh'
dem Haufen Sand und Nadeln zu.
Wie sind die Thierchen so vergnügt!
ihr Bau ist hoch und wohlgefügt,
Stock über Stockwerk aufgeschichtet,
und innen trefflich eingerichtet.
Sie haben Nägel nicht, noch Klammern,
doch stehn die vielen hundert Kammern
und Gänge fest und wohl verwahrt.
Es war ein Bau der schönsten Art.
Der Knabe schaute lang in Ruh'
dem Treiben dieser Thierchen zu.
Was hat der Träge wohl empfunden
bei diesem kleinen Volk da unten?
Hat ihn dies Kunstwerk hingewiesen
auf Gott, so daß er Den gepriesen?
Trieb ihn der Thierchen reger Fleiß,
fleißig zu werden gleicherweis?
Nichts dachte er von allem dem,
er war dazu viel zu bequem.
An dem, was er darauf vollbrachte,
mögt ihr ersehen, was er dachte.
Was die gebaut mit großem Fleiße,
hat er zerstört nach Bubenweise,
zerstreut hat er mit einem Tritt
den Haufen, Thier' und Eier mit.
Doch sieh' der böse Bubenstreich
bestrafte sich auch alsogleich.
Die Kunst den Thierchen anerschaffen,
gab ihnen auch Vertheid'gungswaffen,

Im Augenblicke sind die Kleider,
Kopf, Hände, Nacken und so weiter,
kurzum, der Knabe, wie er steht,
ganz mit Ameisen übersät.
Da gab es manchen Biß und Stich.
Der Knabe tobt' und wehrte sich,
allein es war nicht loszukommen,
gar übel ward er mitgenommen.
Wie laut ist sein Geheul erschollen!
Er kam nach Haus ganz aufgeschwollen,
und klagt' mit lautem Wehgeschrei
was ihm im Wald begegnet sey.
Da sprach die Mutter: „Sieh', mein Sohn,
das ist der bösen Buben Lohn;
kannst du so kleine Thierchen plagen,
so magst du auch die Strafe tragen!"

Fr. Blaul.

Die Spechte.

Die Spechte leben von den Würmern, welche unter der Rinde oder im Holz und im Mark der Bäume sitzen. Zum Aufsuchen dieser Würmer hat sie der Schöpfer mit verschiedenen Werkzeugen ausgerüstet. Damit sie geschickt an den Stämmen der Bäume hinaufklettern können, so hat Er ihnen Kletterfüße gegeben. Das sind Füße, an denen zwei Zehen vorwärts und zwei rückwärts stehen. Dazu sind die Federn des Schwanzes fester und steifer als bei andern Vögeln, damit sich der Specht beim Klettern darauf stützen kann.

Wie sollen aber die Spechte zu den Würmern kommen, die im Holz und dem Mark der Bäume sitzen? Dazu haben sie zwei andere Werkzeuge. Wenn sie untersuchen wollen, ob in einem Baume Würmer sitzen, so klopfen sie mit ihrem Schnabel an das Holz, wie du mit dem Finger an eine Thür klopfst. Gibt das Holz einen hohlen Klang, so sehen sie daraus, daß es von Würmern angefressen ist. Sogleich hacken sie ein Loch bis dahin, wo die Würmer sitzen. Damit sie dieses leichter können, ist ihr gerader scharfer Schnabel vorn wie ein Keil zugespitzt.

Aber wie ziehen sie nun die Würmer aus den Löchern heraus, ohne daß sie dieselben zerdrücken? Dazu haben sie ein besonderes künstliches Werkzeug. Ihre Zunge gleicht einem langen dünnen Regenwurm, ist mit einem klebrigen Saft, wie mit einem Leim überzogen, und hat eine harte mit kleinen Häckchen besetzte Spitze. Der Specht kann sie weit hervor schnellen und wieder zurückziehen. Kann er nun den Wurm nicht so bekommen, so schnellt er seine klebrige Zunge in das Loch, packt ihn mit der Spitze und zieht ihn langsam heraus.

Außerdem leben die Spechte auch von Nüssen, Eicheln, Bucheckern, Kirschkernern und den Samen der Tannzapfen. Wollen sie ein Nüßlein fressen, so beißen sie es nicht auf, sondern sie klemmen es in den Spalt eines Baumes, und hämmern nun mit ihrem scharfen Schnabel wie

mit einer Hacke darauf los, bis die Schale aufspringt.

Es gibt mehrere Spechtarten. Der größte ist der Schwarzspecht. Er ist ganz schwarz und hat nur ein rothes Käpplein auf dem Kopf. Mit seinem starken Schnabel zimmert er selbst sein Haus für sich und seine Jungen in faule Bäume. Er schreit glüük, glüük, glüük. Kleiner ist der Grün- und der Grauspecht, welche im Wald gar oft ein helles klikliklüklü hören lassen. Noch kleiner sind die Buntspechte.

Alle Spechte fliegen unten an die Bäume hin, und klettern bis an die Spitze hinauf. Haben sie keine Würmer gefunden, so fliegen sie zu einem andern Baum und untersuchen ihn eben so. Wenn man einen solchen Specht an einem Baum sieht, so klettert er geschwind auf die andere Seite und versteckt sich. Geht man ihm nach, so klettert er immer um den Baum herum, so daß man ihn nicht sehen kann. Nur zuweilen streckt er seinen Kopf hervor. Dabei schreit er ei, ei, ei, ei, und lacht einen aus. Man nennt diese Vögel auch Zimmervögel, weil sie sich die Löcher zu ihren Nestern selbst zimmern.

Robinsons und Freitags Kampf mit den Wilden.

Eines Morgens, da Robinson mit häuslichen Verrichtungen beschäftiget war, schickte er Freitag nach dem Strande, um eine Schildkröte

zu suchen, weil sie von diesem angenehmen Gerichte schon in langer Zeit nicht genossen hatten. Dieser war nicht lange weg gewesen, als er plötzlich wieder zurückflog, und vom Laufen und Schrecken so ganz außer Athem war, daß er nur mit stammelnder Zunge die Worte hervorbringen konnte: Sie sind da! da!

Robinson erschrak, und fragte eiligst, wer denn da wäre?

„O Herr! O Herr! antwortete Freitag, eins, zwei, drei, sechs Kähne!" Er konnte in der Angst die Zahl sechs nicht gleich finden.

Robinson kletterte geschwind den Hügel hinauf, und erblickte nicht ohne Grausen die Wahrheit von dem, was Freitag gesagt hatte, — sechs Kähne voll Wilder, die eben im Begriff waren, zu landen. Er stieg hierauf hurtig wieder hinab, sprach dem zitternden Freitag Muth zu, und fragte ihn: Ob er entschlossen wäre, ihm treulich beizustehen, falls es zwischen ihnen und den Wilden zu einem Gefechte kommen sollte?

„Mit Leib und Leben!" antwortete dieser, der sich unterdes schon wieder erholt hatte, und seine kriegerische Tapferkeit zurückrief. „Wohl denn, sagte Robinson, so wollen wir versuchen, ob wir die Unmenschen verhindern können, ihr abscheuliches Vorhaben auszuführen. Meine Absicht will ich dir unterweges sagen; jetzt ist keine Zeit zum Reden, sondern zum Thun."

Hiemit zog er eine der Kanonen von dem

Walle herunter, die auf Rädern ruhte; holte sechs scharfgeladene Flinten, vier Pistolen, und zwei Säbel hervor. Jeder von ihnen steckte zwei Pistolen und einen Säbel in den Gurt, nahm drei Flinten auf die Schulter, und spannte sich vor die Kanone, nachdem sie mit Kugeln, Schroot und Pulver sich hinlänglich versorgt hatten. So gieng der kriegerische Zug in stiller furchtbarer Feierlichkeit zum Thore hinaus.

Nachdem sie über die Zugbrücke gegangen waren, machten sie Halt. Dann mußte Freitag wieder umkehren, um die Zugbrücke aufzuziehen, das Thor zu verschließen, und durch Hülfe der Strickleiter, die noch immer an dem Felsen hinabhieng, sich mit dem Heerführer wieder vereinigen. Diese Vorsicht wandte Robinson auf den Fall an, daß sein Unternehmen einen unglücklichen Ausgang hätte; damit die Feinde sich alsdann nicht der Burg bemächtigen möchten.

Und nun eröffnete Robinson seinen wohlüberdachten Plan. „Wir wollen, sagte er, um den Berg herum durch den Wald ziehen, wo er am dichtesten ist, damit der Feind uns nicht zu Gesicht bekomme. Dann wollen wir uns ihm in dem dichten Gebüsche, welches sich beinahe bis an den Strand erstreckt, so sehr nähern, als wir, ohne gesehen zu werden, nur immer können; und wenn wir bis dahin gekommen sind, wollen wir plötzlich eine Kanonenkugel über ihre Köpfe hinschießen. Vermuthlich werden die Barbaren dadurch so sehr erschreckt werden, daß sie ihre Beute

im Stiche lassen, und sogleich in ihren Booten die Flucht ergreifen."

Freitag fand dies sehr wahrscheinlich.

„Dann fuhr Robinson fort, werden wir die Freude haben, die Unglücklichen, die sie braten wollten, gerettet zu sehn, ohne daß ein einziger Tropfen Menschenbluts dabei vergossen worden ist. Sollte aber, wider Vermuthen, unsere Hoffnung fehlschlagen, sollten die Kannibalen auf ihre Menge trotzen, und sich nicht zur Flucht verstehen wollen: dann, lieber Freitag, müssen wir zeigen, daß wir Männer sind, und der Gefahr, der wir uns in der besten Absicht ausgesetzt haben, muthig entgegengehn. Der, welcher alles sieht, und weiß, warum wir unser Leben wagen, wird es uns gewiß erhalten, wenn es uns nützlich ist. Sein Wille geschehe!"

Er reichte hierauf seinem Mitstreiter die Hand, und Beide gelobten sich einen gegenseitigen treuen Beistand bis auf den letzten Blutstropfen.

Mittlerweile waren sie mit leisen Schritten beinahe bis an's Ende des Gebüsches gekommen, und machten Halt. Hier flüsterte Robinson seinem Gefährten in's Ohr, er sollte, so vorsichtig als möglich, sich hinter einen großen Baum schleichen, den er ihm zeigte, und ihm Bescheid bringen, ob man von da aus den Feind übersehen könnte. Freitag kam mit der Nachricht zurück, daß man sie allda vollkommen gut beobachten könnte; sie säßen Alle um's Feuer herum,

und nagten an den gebratenen Gebeinen des einen der Gefangenen, der schon geschlachtet wäre; ein zweiter liege in einiger Entfernung gebunden auf der Erde, und den würden sie nun auch bald abschlachten; dieser aber scheine keiner von seinem Volke, sondern ein weißer, bärtiger Mann zu seyn.

Robinson glühte, besonders da er von dem weißen Manne hörte. Er hatte ein von dem Schiffe gerettetes Fernglas zu sich gesteckt; mit diesem schlich er selbst nach dem Baume, und fand, was Freitag ihm berichtet hatte. Vierzig bis fünfzig Kannibalen saßen um das Feuer herum, und den noch übrigen Gefangenen erkannte er ganz deutlich für einen Europäer.

Nun hatte er Mühe sich zu halten. Sein Blut fieng an zu kochen; sein Herz pochte laut, und wenn er seiner Begierde hätte folgen wollen, so wäre er unverzüglich hervorgesprungen, um ein Blutbad unter ihnen anzurichten. Aber die Vernunft galt ihm mehr, als blinde Leidenschaft; von ihr also ließ er sich leiten, und hielt seinen Unwillen im Zaume.

Das Gebüsch lief an einer andern Stelle etwas weiter vor; dahin wandte er sich also, pflanzte die Kanone hinter den letzten Busch, welcher eine kleine, von fern unbemerkbare Oeffnung hatte, und richtete sie so, daß die Kugel hoch über den Köpfen der Wilden hinfliegen mußte, um ihnen kein Leid zuzufügen. Dann flüsterte er seinem Gefährten in's Ohr: er sollte

Alles genau nachmachen, was er ihn selbst würde thun sehen.

Hierauf legte er zwei Flinten auf die Erde, und die dritte behielt er in der Hand; Freitag that, wie er. Dann hielt er die brennende Lunte auf das Zündloch der Kanone, und puff! — fuhr der Schuß dahin.

In dem Augenblicke, da der Knall gehört wurde, stürzten die meisten Wilden von ihrem Rasensitze zu Erde, als wenn sie mit einemmale alle wären erschossen worden. Robinson und Freitag standen voll Erwartung des Ausganges, und hielten sich, falls es seyn müßte, bereit zum Kampfe. Nach einer halben Minute waren die betäubten Wilden wieder auf den Füßen. Die Furchtsamsten unter ihnen rannten nach den Kähnen, die Herzhaften hingegen ergriffen die Waffen.

Zum Unglücke hatten sie von dem Kanonenschusse weder den Blitz des Pulvers, noch die über sie hinfliegende Kugel wahrgenommen; sondern nur allein den Knall gehört. Ihr Schrecken war daher auch nicht so groß, als man erwartet hatte; und da sie nun rund um sich herblickten, und nirgends etwas sahen, was sie von neuem hätte erschrecken können: so fiengen sie plötzlich an, sich wieder zu erholen; die Flüchtlinge kehrten zurück; alle erhoben ein fürchterliches Geheul, und begannen, indem sie unter den grimmigsten Gebehrden ihre Waffen schwenkten, den ihnen gewöhnlichen Kriegestanz.

Noch stand Robinson unentschlossen da, bis der Kriegestanz geendiget war. Als er aber zu seinem Erstaunen sehen mußte, daß die wilde Gesellschaft sich wieder lagerte, und zwei von ihnen hingesandt wurden, um den armen Europäer herbeizuholen, war es ihm unmöglich, länger unthätig zu bleiben. Er blickte Freitag an, und flüsterte ihm blos die Worte zu: Du zur Linken; ich zur Rechten! Und nun in Gottes Namen! Mit diesen Worten brannte er seine Flinte los, und Freitag that ein Gleiches.

Freitag hatte besser, als Robinson selbst, gezielt; denn auf der linken Seite des Feuers stürzten fünf, auf der rechten nur drei nieder. Drei davon waren wirklich erschossen, fünf hingegen nur verwundet. Die Bestürzung, mit der nun alle, die noch unbeschädigt waren, aufsprangen und davonliefen, war unbeschreiblich. Einige rannten hier hin, Andere dorthin, und erhoben ein recht fürchterliches Geheul. Robinson wollte jetzt hervorspringen, um sie mit dem Säbel in der Faust völlig in die Flucht zu jagen, und seinen armen gebundenen Landsmann zu befreien; aber zu seinem Erstaunen mußte er sehen, daß ein Trupp der Fliehenden sich plötzlich wieder sammelte, und Anstalt zur Vertheidigung machte. Er ergriff also in größter Geschwindigkeit eine zweite Flinte, und Freitag that abermals dasselbe. „Bist du fertig?" fragte Robinson, und da er ein Ja! zur Antwort erhielt,

drückte er wieder los, und Freitag folgte seinem Beispiele.

Diesmal fielen nur zwei; einige andere aber die verwundet waren, liefen mit Schreien und Heulen, als sinnlose Menschen, herum, zum Theil nur leicht, zum Theil aber sehr hart verletzt. Von den letzten stürzten bald darauf noch drei, wiewohl nicht völlig todt, zur Erde.

„Nun, Freitag! schrie Robinson, indem er die losgeschossene Flinte wegwarf, und die noch geladene dritte ergriff, hervor! Mit diesen Worten sprangen Beide aus dem Gebüsche auf den freien Platz, und Robinson flog zuerst nach dem armen Schlachtopfer, um ihm seine Erlösung anzukündigen. Indem er bei ihm ankam, bemerkte er, daß einige der flüchtigen Wilden bei seinem Anblicke stutzten, sich von neuem sammelten, und zum Kampfe rüsteten. Er winkte seinem Gefährten, dieser verstand ihn, lief etwas näher hinzu, gab Feuer, und einer von ihnen stürzte.

Robinson schnitt unterdeß mit einem Messer die Stricke von Binsen los, womit der Gefangene an Händen und Füßen gar jämmerlich zusammengeschnürt war. Er fragte ihn auf deutsch und englisch: Wer er wäre? Und der Gefangene antwortete auf lateinisch: **Christianus**, ein Christ! **Hispanus**, ein Spanier! Mehr konnte er nicht hervorbringen, so schwach fühlte er sich. Robinson hatte zum Glück auf den Fall einer Verwundung eine Flasche voll Wein zu sich ge-

steckt. Von diesem gab er dem Spanier zu trinken, und da er sich plötzlich dadurch gestärkt fühlte, so reichte ihm Robinson eine seiner Pistolen, nebst dem Säbel, damit er helfen möchte, dem Gefechte ein Ende zu machen. Freitag mußte unterdes eilends die abgeschossenen Flinten herbeiholen, um sie von neuem zu laden.

Der Spanier hatte kaum die Pistolen und den Säbel in Händen, als er, wie ein Löwe, auf seine Mörder losrannte, und in einem Hui zwei derselben erlegte. Freitag erhielt, um ihm beizustehen, die noch geladene sechste Flinte, und Robinson lud unterdeß die übrigen. Die beiden Streiter fanden Widerstand, und wurden bald von einander getrennt, indem es zwischen dem Spanier und einem Wilden zum Handgemenge kam, und Freitag, nachdem er die Flinte abgeschossen hatte, mit dem bloßen Säbel in der Faust einen ganzen Schwarm der Flüchtlinge vor sich hintrieb. Einige hieb er nieder, andere sprangen in's Wasser, um nach ihren Kähnen zu schwimmen, und noch andere flohen in das Gebüsch.

Der Spanier hatte unterdes einen harten Stand. Zwar war er, trotz seiner Mattigkeit, so tapfer auf den Wilden losgegangen, daß dieser schon zwei schwere Hiebe von ihm in den Kopf bekommen hatte; aber nun wurde auch der Wilde wüthend, und drang mit seinem schweren steinernen Schlachtschwerte so heftig ein, daß sein Gegner kaum im Stande war, den Hieben

desselben auszubeugen. Endlich faßte ihn der Wilde, warf ihn zu Boden, wand ihm das Schwert aus den Händen, und wollte ihm eben damit den Kopf vom Rumpfe hauen, als Robinson glücklicher Weise die Gefahr bemerkte, und dem Kannibalen eine Kugel durch den Kopf jagte.

Der Spanier war kaum wieder aufgesprungen, als er eine der wieder geladenen Flinten ergriff, um denen nachzulaufen, welche in das Gebüsch flüchteten, und Freitag gesellte sich ihm zu. Da dieses nur wenige, und noch dazu größtentheils Verwundete waren: so hielt Robinson es für besser, auf dem Schlachtfelde zurückzubleiben, als gleichfalls nachzulaufen, um die Bewegung der noch übrigen Feinde, die nunmehr in ihren Kähnen waren, zu beobachten. Es währte nicht lange, so kehrten seine beiden Mitstreiter zurück, mit der Nachricht, daß im Gebüsche keiner mehr übrig wäre.

Beide wollten unverzüglich in einen der zurückgelassenen Kähne springen, um den wenigen nachzueilen, die mit vollen Segeln zu entfliehen suchten; aber Robinson hielt sie zurück, und sagte: Genug, meine Freunde! Wir haben des Menschenbluts schon mehr vergossen, als wir vielleicht gesollt hätten. Mögen die übrigen leben, da sie uns zu schaden weder den Vorsatz noch das Vermögen mehr haben.

Campe.

Lieber August!

Gewiß hast du schon Geschichten gelesen, daß Hunde ihren Herrn gegen Räuber und Mörder vertheidigt, oder aus dem Wasser gezogen und so sein Leben gerettet haben. In der That ist die Anhänglichkeit und Treue der Hunde gegen den Menschen so groß, daß wir sie mit Recht bewundern. Ich will dir in diesem Briefe eine derartige Geschichte mittheilen, und wünsche, daß sie dir Freude machen möge.

Als König Carl V. in Frankreich regierte, lebte in Paris um das Jahr 1360 ein junger Mann, Namens Aubry [1]), welcher einen Ritter, Namens Macaire [2]) zum Feind hatte. Eines Tages wollte Aubry seine Braut besuchen; sein Hund lief mit dem Bedienten voran, und als der junge Mann so allein durch den Wald von Bondi ritt, griff ihn sein Feind, der Ritter Macaire, von hinten an, erschlug ihn, und verscharrte den Leichnam unter einem Baum im dichten Walde.

Der Hund war unterdessen mit dem Bedienten schon zur Braut Aubry's gekommen, und alles wartete auf die Ankunft seines Herrn. Allein er kam und kam nicht. Da wurde der Hund unruhig, lief auf dem Wege wieder zurück, und kam um Mitternacht in den Wald, suchte und suchte, bis er den Ort fand, wo Macaire den

---

1) Sprich Obry. 2) Sprich Makär.

Erschlagenen eingescharrt hatte. Da blieb er auf der Leiche seines Herrn liegen, bis ihn der Hunger zwang, nach Paris zu laufen. Dort kam er eines Morgens ganz kraftlos und abgezehrt zu einem Freunde seines Herrn, dem Ritter von Ardillere, und heulte erbärmlich. Man gab ihm zu fressen, man streichelte und liebkoste ihn, allein der Hund ließ sich nicht halten, sondern lief heulend wieder fort. Nach vier Tagen kam er wieder, fraß, lief wieder fort, und trieb es so über einen Monat lang.

Dieses Benehmen des Hundes fiel endlich dem Herrn von Ardillere so auf, daß er demselben eines Tages nachritt, und wie groß war sein Erstaunen, als sich der Hund unter jenem Baum im Walde niederlegte, ängstlich mit den Pfoten kratzte, und erbärmlich zu heulen anfieng. Herr von Ardillere ließ nun in Gegenwart dreier Zeugen nachgraben, und siehe da, man fand einen blutigen Leichnam und erkannte, daß es Aubry war. Bald wurde das in der ganzen Stadt bekannt, aber den Mörder konnte man nicht entdecken.

Nach einiger Zeit bekam der Hund den Ritter Macaire zu Gesichte, fuhr auf denselben los und packte ihn so grimmig an, daß er ihn erwürgt haben würde, wenn man ihn nicht weggerissen hätte! Die Wuth, in welche der Hund jedesmal beim Anblick Macair's gerieth, fiel allen, die dabei waren, besonders auf, und es kam die Sache

endlich vor den König. Um der Sache auf den Grund zu kommen, ließ der König den Hund zu sich bringen. Der Hund blieb so lang ruhig, bis er den Ritter Macaire unter etwa zwanzig andern Hofleuten zu Gesicht bekam, da fieng er an zu bellen und sprang auf denselben los. Der König überzeugt, daß der Unschuldige siegen werde, gab endlich den Befehl, daß der Ritter und der Hund diese Sache in einem Zweikampf ausmachen sollten.

Durch Paris fließt ein Fluß, die Seine [1]), in demselben ist eine Insel, auf welcher der Zweikampf in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes stattfinden sollte. Der Ritter bekam zu seiner Vertheidigung einen großen Prügel, und dem Hunde gab man ein Faß, das keinen Boden hatte, zum Zufluchtsort. Als alles in Ordnung war, ließ man den Hund frei. Zähnefletschend und in grimmiger Wuth sprang er auf den Ritter los, wich seinen Hieben geschickt aus, drohte ihm bald von der einen bald von der andern Seite, machte plötzlich einen gewaltigen Satz, packte ihn an der Gurgel, und warf ihn zu Boden. Der Ritter schrie um Hülfe, gestand in der Todesangst vor dem König und dem ganzen Hofe den Mord, den er begangen und wurde hingerichtet.

---

1) Sprich Sene.

Einer wacht.

Ringsum ist Nacht,
kein Mensch mehr wacht,
es ist so still wie bei den Toden;
da schleichet leis
heimlicherweis
ein Dieb auf eines Hauses Boden.
Der Dieb greift an,
nimmt, was er kann,
und schleicht mit seinem Raub zurücke.
Doch plötzlich bricht
ein helles Licht
herein durch eine Fensterlücke.
Der Dieb schaut hin,
ihm ist zu Sinn,
er seh' ein groß Gesicht am Fenster.
Weg mit dem Raub!
Fort aus dem Staub! —
Wie? sieht der Dieb vielleicht Gespenster?
Gespenster nicht,
des Mondes Licht,
das sah ihm zu bei seinem Treiben.
Es fiel ihm fast
wie Centnerlast
aufs Herz, er konnte nicht mehr bleiben.
Er denkt bei sich:
„es siehet dich
der, welcher droben wohnt im Lichte.
Das zeiget klar
und offenbar

des Mondes helles Angesichte."
Wohl hat er Recht,
darum erfrecht
er niemals wieder sich, zu stehlen.
Das merk' auch du,
Gott sieht dir zu,
ihm kannst du keine That verhehlen.
Wenn Alles schläft,
kann sein Geschäft
kein böser Mensch ganz ruhig treiben;
denn Einer wacht
in jeder Nacht,
und dem kann nichts verborgen bleiben.

Fr. Blaul.

Lieber Albert!

Weißt du auch, was eine Steinfrucht ist? Hast du noch keine Kirschen oder Pflaumen gegessen? Sieh, das sind Steinfrüchte. Man nennt sie deswegen so, weil ihr Fleisch einen steinharten Kern einschließt. Unter diesen Steinfrüchten haben viele ein köstliches Fleisch, das von Saft überfließt. Denke nur an die Pfirsiche und an die Apricosen. Was hat ihr Fleisch für einen köstlichen Geruch und Geschmack.

Nun nenne mir aber eine Palme, welche Steinfrüchte trägt, die ein noch viel köstlicheres Fleisch haben als die Apricosen. Sie wächst nur in heißen Ländern, ja in Gegenden, wo vor Dürre kein anderer Baum fortkommt. Ich meine die Dattelpalme. Getrocknete Datteln hast du

gewiß schon gegessen. Welch einen süßen Geschmack haben sie! Um wie viel süßer und lieblicher müssen die frischen Datteln schmecken! Und solche zuckersüße Datteln wachsen in großen Büscheln an dem Baume, so daß oft 200 an einem einzigen Fruchstiel hängen. Dafür leben auch in Egypten viele Familien nur von frischen und getrockneten Datteln. Außerdem preßt man aus ihnen einen köstlichen Honigsaft, und mit den ausgepreßten Datteln füttert man Cameele und Pferde.

Unter den Palmen gibt es noch einen Baum, von dem ich dir auch noch einiges schreiben will, nemlich die Sagopalme. Sagosuppe wirst du schon öfter gegessen, aber vielleicht noch nicht gewußt haben, daß die kleinen mehligen Körner, welche man Sago nennt, aus dem Mark eines Palmbaumes gemacht werden, den man die Sagopalme nennt. Diese Palme wächst in Indien, besonders gern da, wo der Boden recht sumpfig ist. Sie hat fast gar kein Holz, sondern unter der drei Zoll dicken Rinde eine solche Menge von mehligem Mark, daß ein einziger Baum, wenn man ihn umhaut, sechs Centner Mehl gibt, und das ist für die armen Indier eine große Wohlthat, denn sie machen daraus nicht blos Sago, sondern backen aus dem Sagomark all ihr Brod, und man könnte diesen Baum wohl noch besser Brodpalme nennen. Die Sagopalme hat eine Krone von Blättern, deren Blattstiele wie ein Arm so dick und 24 Fuß hoch sind, also dreimal

so hoch als ein Mensch. Aus diesen ungeheuern Stielen macht man Zäune, Bänke, Stühle und allerlei Hausrath, ja die Indier bauen daraus sogar ganze Hütten, die so leicht sind, daß sie einige Menschen leicht von einem Ort zum andern tragen können, aber freilich auch nur acht bis zehn Jahre halten.

Du siehst also, was die Palmen für herrliche und segensvolle Bäume sind, wiewohl ich dir von den Kohlpalmen, Weinpalmen, Wachspalmen, Oelpalmen u. s. w. nichts geschrieben habe. Von ihnen bekommt der Mensch Kohl zum Essen, Wein zum Trinken, Wachs zu Fackeln und Lichtern, Oel zu Seife, zum Einreiben der Haut und zum Brennen, und ich würde nicht fertig werden, wenn ich dir alle die Wohlthaten aufzählen wollte, welche der allgütige Schöpfer den armen Menschen durch die Palmen erweist. Es sey an diesen genug. Lebe wohl.

Die Leinwand.

Wachsen die Hemden auf dem Feld?

Die Hemden nicht, wohl aber der Flachs, aus dem man die Leinwand macht. Der Flachs ist eine Pflanze, welche nur einen einzigen ganz dünnen Stengel treibt. Wenn das blaue Blümlein verblüht ist, so setzt sich auf jedem Stengel eine kleine runde Samenkapsel an. Ehe diese Kapseln ganz reif sind, rauft man den Flachs aus,

bindet ihn in Bündel und führt ihn in die Scheune. Daselbst befestigt man auf einem Balken große eiserne Kämme, durch welche man die Flachsstengel so lange hindurch zieht, bis alle Samenkapseln heruntergerissen sind. Die Landleute nennen das riffeln. Nun bindet mau die Stengel wieder in Bündel und röstet sie d. i. man legt sie 14 Tage ins Wasser. Den gerösteten Flachs trocknet man an der Sonne oder in einem Backofen. Ist er ganz dürre, so bläut man ihn, d. i. man legt ihn auf einen Balken und schlägt so lange mit Holzschlegeln darauf, bis die Stengel weich sind. Dann brecht man ihn auf einem Werkzeug, das man die Brecke nennt. Da werden die Stengel gebrochen, so daß die äußere harte Rinde zerbröckelt auf den Boden fällt und sich der Flachs in lauter feine Fäserchen auflöst. Der gebrechte Flachs kommt auf die Hechel; da wird er gehechelt, d. i. durch viele eiserne Spitzen gezogen, an denen das Werch hängen bleibt. Aus dem Werch macht der Seiler die Stricke. Den gehechelten Flachs aber windet man zu Flachsreisten zusammen, legt ihn sodann an den Rocken und spinnt ihn zu Garn. Das Garn haspelt man von der Spule auf den Haspel, bindet es zusammen, siedet es in Lauge und gibt es dem Weber. Der Weber webt es auf dem Webstuhl zu langen Stücken Tuch. Diese Stücke bleicht man, d. i. man spannt sie in der Sonne aus und begießt sie, so oft sie trocken sind mit Wasser, bis sie ganz weiß wer-

den. Und nun erst hat man die Leinwand, aus der man die Hemden macht.

Der Flachs wird also gesät, ausgerauft, geriffelt, geröstet, gedörrt, gebläut, gebrecht, gehechelt, gesponnen, gesotten, gewebt und gebleicht.

Das ist viel Mühe und Arbeit; aber alles dieses ist die Hauptsache nicht. Die Hauptsache thut Gott, wenn Er den Flachs auf dem Felde gedeihen läßt. Thut er das nicht, so haben wir keinen Flachs, und also auch kein Hemd anzuziehen. Mein Kind, wenn dir die Mutter ein Hemdlein anlegt, dann küsse ihr die Hand und denke dabei, das hat mir Gott Vater durch meine liebe Mutter gegeben.

Die Fledermaus.

Der Knabe begegnet auf dem Boden einer Fledermaus fürchtet sich und will davonlaufen.

Fl. Warum fürchtest du dich vor mir? Hältst du mich für so böse? Ich thue niemand etwas zu Leide. Eine fliegende Maus ist freilich ein sonderbares Ding, aber was kann ich dafür, daß ich eine halbe Maus und ein halber Vogel bin? Es gibt eben allerhand sonderbare Creaturen in der Welt; du hast doch gewiß schon von einem Thier gehört, das einen Leib hat wie eine Katze mit schönen schwarzen Haaren und statt

des Maules einen Entenschnabel. Darum laß dir nicht vor mir grauen, sondern betrachte mich nur.

Kn. Ich will es wagen, weil du so artig zwitschern kannst. Aber was hast du denn für einen braunen Mantel an? Friert es dich etwa?

Fl. Ich bin allerdings etwas frostig, aber diesen braunen Mantel habe ich nicht zum wärmen, sondern zum fliegen. Es sind das meine Hautflügel, welche ich mit meinen Füßen und Zehen ausspannen und schwingen kann, wie die Vögel ihre Federflügel.

Kn. Warum läufst du aber nicht wie die Mäuse in ein Loch, sondern hängst dich an diesen Balken? Du wirst herunterfallen.

Fl. Kind, gehen und laufen kann ich nicht, und wenn ich auf dem Boden liege, kann ich mir gar nicht helfen, darum hänge ich mich an einen Balken. Vor dem Herunterfallen fürchte ich mich nicht, denn sieh nur einmal die scharfe Kralle auf meinem Vorderfuße; mit ihr häckle ich mich ganz fest an. So ruhe und schlafe ich den ganzen Tag auf den Böden der Häuser, in den Kirchen, Thürmen, hohlen Bäumen, Schlöten und an andern dunkeln und warmen Orten. Am liebsten ruhe ich mit meines Gleichen in Gesellschaft, weil wir dann einander wärmen. In Ostindien, wo es immer schön warm ist, habe ich große Vettern, man nennt sie dort fliegende Hunde, die hängen sich in ganzen Klumpen an die Aeste

dichtbelaubter Bäume, da ists freilich schöner, als in einem rauchigen Schlot.

Kn. Wirst du denn nicht hungrig, wenn du immer so an deinem Balken hängen bleibst und schläfst?

Fl. Warum sollte ich nicht hungrig werden? Ich halte aber meine Mahlzeit nicht am Mittag, sondern in der Dämmerung von 9 — 12 Uhr, da ist mir der Tisch gedeckt. Sobald es dunkel zu werden anfängt, spanne ich meine Hautflügel aus, schaukle und gaukle in der Luft herum und fange mir Käfer, Nachtschmetterlinge und Mücken, welche ich sogleich verzehre, oder in meinen Backentaschen mit heimtrage, damit ich auch in der Ruhe etwas zu nagen habe. Du siehst also, ich bin ein sehr nützliches Thier, vor dem man sich nicht zu fürchten braucht.

Kn. Ich will mich auch nicht mehr vor dir fürchten. Aber hast du denn sonst keine Verwandte als die fliegenden Hunde?

Fl. O gewiß. In Amerika hab ich zu Vettern die Herrn Blattnasen, so genannt, weil sie ein Blatt von Haut auf der Nase haben. Unter ihnen giebt es Kammnasen, Leiernasen, Brillennasen, Langnasen, Herznasen, Kleeblattnasen, Hufeisennasen u. s. w. Das sind lauter wilde Raubritter mit gewaltigen Flügeln und langen Schwänzen, die sich des Nachts auf Kühe, Pferde, und sogar auf schlafende Menschen setzen und ihnen das Blut aussaugen. Solltest du noch nichts von meinem berühmten Vetter, dem Vam-

pyr, gehört haben? Der gehört auch zu dem edlen Geschlecht der Blattnasen.

Kn. Vor deiner Verwandtschaft grauſt mir. Ich wünsche dir zu Abends einen guten Fang, und fahre nur niemand in die Haare, und komme mir nicht in meine Kammer, außerdem wünsche ich dir alles Gute.

Die Bremer Stadtmuſikanten.

Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende giengen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollte ihn der Herr aus dem Futter schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort, und machte sich auf dem Weg nach Bremen, dort, dachte er, „kannst du ja Stadtmuſikant werden.“ Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen hat. „Nun, was jappst du so, Packan?“ fragte der Esel. „Ach,“ sagte der Hund, „weil ich alt bin, und jeden Tag schwächer werde, und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todt schlagen, da hab ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brod verdienen?“ „Weißt du was,“ sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmuſikant zu werden, geh mit, und laß dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauken.“ Der Hund wars zufrieden, und sie giengen weiter.

Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze an dem Weg, und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?“ sprach der Esel. „Wer kann da lustig seyn, wenns einem an den Kragen geht,“ antwortete die Katze, „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herum jage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rath theuer; wo soll ich hin?“ „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant wer=den.“ Die Katze hielt das für gut, und gieng mit.

Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Thor der Haushahn, und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein,“ sprach der Esel, „was hast du vor?“ „Da hab ich gut Wetter prophezeit,“ sprach der Hahn, „weil un=serer lieben Frauen Tag ist; aber weil Morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Haus=frau doch kein Erbarmen, und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich Morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heut Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals, so lang ich noch kann.“ „Ei was, du Rothkopf,“ sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort nach Bremen, etwas besseres als den Tod

findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie giengen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen, und kamen Abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich hinauf, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da däuchte ihn, er sehe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus seyn, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht;" und der Hund sagte: „Ja ein Paar Knochen und etwas Fleisch daran thäten mir auch gut." Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, machte sich ans Fenster, und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. „Was ich sehe?" antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran, und lassens sich wohl seyn." „Das wäre was für uns" sprach der

Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!" sagte der Esel.

Da rathschlagten die Thiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber fortzubringen; endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf, und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fiengen sie insgesammt auf ein Zeichen an ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute, und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus, und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thüre, die Katze auf den Herd bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räu-

ber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Haus brannte, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen," und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, gieng in die Küche, wollte ein Licht anzünden, und nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthüre hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab „kikeriki!" Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück, und sprach: „Ach in dem Haus sitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht, und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt; und vor der Thüre steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen; und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: „Bringt mir den Schelm her." Da machte ich daß ich fortkam." Von nun an getrauten sich

die Räuber nicht weiter in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiels aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

Br. Grimm.

Lieber Albert!

Ein Stückchen Zucker wirst du zwar schon öfter im Mund gehabt, aber vielleicht noch wenig darnach gefragt haben, wo der süße Saft herkommt, aus welchem der Zucker bereitet wird? So merke denn, daß sich dieser Saft in einem Rohre befindet, welches man deshalb das Zuckerrohr nennt. Das Zuckerrohr wird besonders in heißen Ländern gebaut auf feuchten Aeckern, die einen guten Schlammboden haben. Man macht zuerst Löcher in die Erde, zerschneidet sodann die Wurzeln eines alten Stockes, und legt je zwei Stücke in ein Loch. Diese treiben Rohrstengel, welche in fünfzehn Monaten acht bis zehn Fuß hoch wachsen, und wenn sie reif sind, ein süßes Mark enthalten. Nun schneidet man das Zuckerrohr ab, streift die Blätter herunter, und bringt es in die Zuckermühle. Da wird der Saft aus den Stengeln herausgepreßt, und sogleich in großen Kesseln so lange gekocht, bis er ganz dick wird. Den dicken braunen Saft füllt man dann in Fässer, und läßt ihn da fest werden. Nun hat man aber erst rohen Zucker, der ist schmutzig, braun, feucht und klebrig. Er muß

nun noch einmal in Wasser gekocht und gereinigt werden. Zuletzt gießt man den dicken gereinigten Zuckersaft in Formen von Thon, welche oben weit und unten spitzig sind, damit alle Unreinigkeit gar ablaufen kann. Und nun erst hat man einen weißen Zuckerhut. So mühselig geht es bei der Zubereitung des Zuckers her, und wie bald hast du ein Stückchen Zucker verschluckt.

Das süße Mark des Zuckerrohres dient nur dazu, um deinen Gaumen zu belustigen. Es gibt aber Gewächse, welche zwar nicht süß, sondern ganz bitter schmecken, die dich aber, wenn du krank bist, durch den Saft und die Kraft, welche der allmächtige Schöpfer in sie gelegt hat, gesund machen. Das sind die Arzneipflanzen. Ich will dir nur eine solche Pflanze nennen, nemlich das isländische Moos, so genannt, weil es besonders häufig auf der Insel Island wächst. Es treibt keine so hohen saftreichen Stengel, wie das Zuckerrohr, sondern es kriecht niedrig am Boden wie ein verwelktes Blatt. Wenn man aber dieses Moos kocht, so bekommt man auch einen dicken braunen Saft, der schmeckt indeß nicht süß, wie das Mark des Zuckerrohres, sondern so bitter wie Galle, aber er hat schon vielen Menschen geholfen, so daß sie wieder gesund worden sind. Solche kräftige Arzneipflanzen gibt es noch gar viele, und es hat da der allmächtige Gott Vater für uns arme

kranke Menschen eine große Apotheke hergerichtet.

Außer den Arzneipflanzen gibt es aber in der weiten Schöpfung noch andere Gewächse, welche dem, der sie unvorsichtig genießt, Krankheit ja sogar den Tod bringen, nemlich die Giftpflanzen. Damit du dich vor denselbigen hüten kannst, will ich dir ihre Namen nennen, und sie dir bei Gelegenheit zeigen und beschreiben. Giftig sind 1) der schwarze Nachtschatten, 2) der Stechapfel, 3) das Bilsenkraut, 4) die Einbeere, 5) die Tollkirsche, 6) der Eisenhut, 7) der Gifthahnenfuß, 8) der Giftlattig, 9) der Kellerhals oder Seidelbast, 10) das Christophskraut oder die Wolfsbeere, 11) der Wasserschierling, 12) der Gartenschierling oder die Hundspetersilie, 13) die Herbstzeitlose, 14) der gefleckte Aron, 15) der Lolch, 16) der Fliegenschwamm.

Die Gestalt und das Ansehen dieser Giftpflanzen präge dir wohl ein, damit du selbst nicht in Versuchung geräthst, von ihren lockenden Beeren zu essen, und auch andere davor warnen kannst. Lebe wohl.

Das Kind und die gefangene Eule.

Kind. O du sonderbares Thier, warum geberdest du dich so albern? Ich glaube gar, du willst mir ein Kompliment machen! Fast möchte

ich lachen, wenn ich mich nicht vor dir fürchtete.

Eule. Du hast mich in meiner Tagesruhe gestört, darum bin ich unwillig und verdrießlich, lüpfe meine Flügel, nicke mit dem Kopf, knacke mit dem Schnabel, sträube die Federn, blase, schnaube, zische und pfauche. Das thut mein ganzes Geschlecht eben so, wie ich, wenn uns am Tage ein Mensch nahe kommt; damit wollen wir euch erschrecken und forttreiben.

Kind. Du schläfst also wohl am Tag, und wachst bei der Nacht?

Eule. Ei freilich. Meine Augen können das Licht der Sonne nicht vertragen; nur im Finstern ist mir wohl, die Tageshelle ist mir verdrießlich, auch schon darum, weil mich alle Vögel verfolgen und necken, wenn ich mich am Tage sehen lasse. Erst wenn es finster wird, dann wache ich auf aus meinem Schlummer, und gehe auf Raub aus. Daher nennt mich dein Geschlecht einen Nachtraubvogel.

Kind. Wenn dir aber die Finsterniß so lieb ist, wo hältst du dich dann am Tage auf?

Eule. Wo ich mich aufhalte? Am liebsten in alten verfallenen Schlössern, auf den Böden und Thürmen der Kirchen, in Kirchhöfen und gemauerten Grüften, da bin ich gerne, da gefällt es mir.

Kind. Du bist ein unheimliches Thier! Magst nur im Finstern seyn, und wohnst gar auf Kirchhöfen und in Gräbern. Ich glaube es

wohl, daß dich die andern Vögel verfolgen, und dir allen Schabernack anthun. Aber sprich, wie nennt man dich?

Eule. Ich habe zwei Namen. Man nennt mich die Perleule von den weißen perlartigen Flecken, die du auf meinen Federn siehst. Andere nennen mich die Schleiereule, weil die Federn um meine Augen so aussehen, als hätte ich einen Schleier vor dem Gesicht.

Kind. Hast du denn auch eine Stimme, wie ein anderer Vogel?

Eule. Kind, ich habe eine klägliche Stimme und schnarche, wie die Menschen schnarchen, wenn sie im tiefen Schlaf liegen. Wenn man mich denn auf einem Kirchhof so schnarchen und klaglich thun hört, so meinen furchtsame und abergläubige Leute, es wolle ein Toder aufwachen, oder gar es gehe ein Gespenst um. Das ist aber nur Einbildung.

Kind. Hört man dich aber denn nicht herumfliegen, da wüßte man ja gleich, daß du ein Vogel und kein Gespenst bist.

Eule. Nein, mein Kind, meine Federn sind so weich wie Seide, und daher ist mein Flug so leise, daß man mich nicht hört. Laß dir erzählen. Einmal gieng ein Mann über den Kirchhof, der hatte eine Perücke auf dem Kopf. Ich fliege gerade herum, erwische die Perücke mit meinem krummen Schnabel, und trage sie in mein Nest auf den Kirchthum, damit meine Eier und Jungen warm liegen möchten. Der Mann

aber, der mich nicht fliegen hörte, meinte, ein Gespenst habe ihm seine Perücke genommen. Aber was thut ein Gespenst mit einer Perücke? Nicht lange darauf machten Maurer etwas am Thurme, fanden mein Nest, und zogen die Perücke heraus. Da wurde der Mann recht ausgelacht, daß er mich für ein Gespenst gehalten hatte.

Kind. Es ist wahr, ein Gespenst bist du nicht; aber ein unheimliches Thier bist du doch. Gibt es denn noch mehr solche Kauze auf der Welt, wie du bist?

Eule. Ei ja wohl. Ich habe allerlei Verwandte. Einen recht großen habe ich, den man von seiner schauerlichen Stimme den Uhu nennt. Der ist so groß wie ein Adler, hat große Feueraugen, einen krummen Schnabel und gewaltige Krallen. Er wohnt in großen dicken Wäldern, wo es recht alte Bäume, verfallene Schlösser und Felsen giebt, und schreit hu hu puhu puhu, das lautet in der finstern stillen Nacht gar schauerlich. Dazwischen jauchzt er wie ein gemeiner Mensch und bellt wie ein Hund. Er ist ein gewaltiger Nachträuber, der nicht blos Mäuse und Ratten, sondern auch Igel, Hasen, und junge Rehe umbringt, und mit Haut, Haaren und Stacheln verschlingt.

Kind. Jetzt höre auf, sonst halte ich meine Ohren zu. Du kannst mir mit deinem ganzen Geschlechte vom Hals bleiben.

Die Eule.

Vor ein Paar hundert Jahren, als die Leute noch lange nicht so klug und verschmitzt waren, als sie heutzutage sind, hat sich in einer kleinen Stadt eine seltsame Geschichte zugetragen. Von Ungefähr war eine von den großen Eulen, die man Schuhu nennt, aus dem benachbarten Walde bei nächtlicher Weile in die Scheuer eines Bürgers gerathen, und wagte sich, als der Tag anbrach, aus Furcht vor den andern Vögeln, die, wenn sie sich blicken läßt, ein furchtbares Geschrei erheben, nicht wieder aus ihrem Schlupfwinkel heraus. Als nun der Hausknecht Morgens in die Scheuer kam, um Stroh zu holen, erschrak er bei dem Anblick der Eule, die da in einer Ecke saß, so gewaltig, daß er fortlief, und seinem Herrn ankündigte, ein Ungeheuer, wie er Zeit seines Lebens keins erblickt hätte, säße in der Scheuer, drehte die Augen im Kopf herum, und könnte einen ohne Umstände verschlingen. „Ich kenne dich schon," sagte der Herr, „einer Amsel im Felde nachzujagen, dazu hast du Muth genug, aber wenn du ein todtes Huhn liegen siehst, so holst du dir erst einen Stock, ehe du ihm nahe kommst. Ich muß nur selbst einmal nachsehen was das für ein Ungeheuer ist" setzte der Herr hinzu, gieng ganz tapfer zur Scheuer hinein, und blickte umher. Als er aber das seltsame und greuliche Thier mit eigenen Augen sah, so gerieth er in nicht geringere Angst als der Knecht.

Mit ein Paar Sätzen sprang er hinaus, lief zu seinen Nachbarn, und bat sie flehentlich, ihm gegen ein unbekanntes und gefährliches Thier Beistand zu leisten; ohnehin könnte die ganze Stadt in Gefahr kommen, wenn es aus der Scheuer, wo es säße, herausbräche.

Es entstand großer Lärm und Geschrei in allen Straßen; die Bürger kamen mit Spießen, Heugabeln, Sensen und Aexten bewaffnet herbei, als wollten sie gegen den Feind ausziehen; zuletzt erschienen auch die Herrn des Raths mit dem Bürgermeister an der Spitze. Als sie sich auf dem Markt geordnet hatten, zogen sie zu der Scheuer, und umringten sie von allen Seiten. Hierauf trat einer der beherztesten hervor, und gieng mit gefälltem Spieß hinein, kam aber gleich darauf mit einem Schrei und todenbleich wieder herausgelaufen, und konnte kein Wort hervorbringen. Noch zwei andere wagten sich hinein, es ergieng ihnen aber nicht besser.

Endlich trat einer hervor, ein großer starker Mann, der wegen seiner Kriegsthaten berühmt war, und sprach: „Mit bloßem Ansehen werdet ihr das Ungethüm nicht vertreiben, hier muß Ernst gebraucht werden, aber ich sehe daß ihr alle zu Weibern geworden seyd, und keiner den Fuchs beißen will.“ Er ließ sich Harnisch Schwert und Spieß bringen, und rüstete sich. Alle rühmten seinen Muth, obgleich viele um sein Leben besorgt waren. Die beiden Scheuerthore wurden aufgethan, und man erblickte die

Eule, die sich indessen in die Mitte auf einen großen Querbalken gesetzt hatte. Er ließ eine Leiter herbeibringen, und als er sie anlegte, und sich bereitete hinaufzusteigen, so riefen ihm alle zu, er solle sich männlich halten. Als er bald oben war, und die Eule sah, daß er an sie wollte auch von der Menge und dem Geschrei des Volks verwirrt war, und nicht wußte wohinaus, so verdrehte sie die Augen, sträubte die Federn, sperrte die Flügel auf, gnappte mit dem Schnabel, und ließ ihr schuhu, schuhu mit rauher Stimme hören. „Stoß zu, stoß zu!" rief die Menge draußen dem tapfern Helden zu. „Wer hier stände, wo ich stehe," antwortete er, „der würde nicht stoß zu rufen." Er setzte zwar den Fuß noch eine Staffel höher, dann aber fieng er an zu zittern, und machte sich halb ohnmächtig auf den Rückweg.

Nun war keiner mehr übrig, der sich in die Gefahr hätte begeben wollen. „Das Ungeheuer," sagten sie, „hat den stärksten Mann, der unter uns zu finden war, durch ihr Gnappen und Anhauchen allein vergiftet und tödlich verwundet, sollen wir andern auch unser Leben in die Schanze schlagen?" Sie rathschlagten was zu thun wäre, wenn die ganze Stadt nicht sollte zu Grunde gehen. Lange Zeit schien alles vergeblich, bis endlich der Bürgermeister einen Ausweg fand. „Meine Meinung geht dahin," sprach er, „daß wir aus gemeinem Säckel diese Scheuer sammt allem, was darin liegt, Getraide Stroh und

Heu, dem Eigenthümer bezahlen, und ihn schadlos halten, dann aber das ganze Gebäude und mit ihm das fürchterliche Thier abbrennen, so braucht doch niemand sein Leben daran zu setzen. Hier ist keine Gelegenheit zu sparen, und Knauserei wäre übel angewendet.“ Alle stimmten ihm bei. Also ward die Scheuer an vier Ecken angezündet, und mit ihr die Eule jämmerlich verbrannt. Wers nicht glauben will, der gehe hin und frage selbst nach.

Br. Grimm.

Der beständige Begleiter.

Ein Knabe sah ein seltsam Ding,
das vorne bald, bald hinten gieng,
war schwärzlich oder dunkelgrau,
glich an Gestalt ihm ganz genau.

Wenn er an einem Hause stand,
sah er den Grauen an der Wand.
Gieng er auf freiem Weg dahin,
begleitete der Graue ihn.

Erst mit Verdruß, zuletzt mit Zorn
sah er ihn neben, hinten, vorn.
Am meisten hat ihn aufgebracht,
daß der ihm Alles nachgemacht.

Wenn er Hand oder Fuß bewegt,
der Graue ebenso sich regt,
und wenn er plötzlich stille steht,
der Graue auch nicht weiter geht.

Das wird dem Knaben doch zu toll.
„Wie?“ denkt er: „dieser Bursche soll

mich necken, wo ich geh' und steh'?
wart' nur, dem thu' ich tüchtig weh!"
Zu einem Fußtritt holt er aus:
der Graue ist ihm schon voraus.
Er schlägt nach ihm in wilder Wuth:
das nämliche der Graue thut.
Er läuft ihm nach im blinden Zorn:
der Graue bleibt doch immer vorn.
Er dreht sich um in seinem Grimm:
der Graue ist dicht hinter ihm.
Und was er thut, und was er treibt,
Der Graue immer bei ihm bleibt.
Er schlägt, er läuft, er geht gemach,
der Graue macht ihm Alles nach.
Am Ende lacht der Knabe blos;
den Grauen wird er doch nicht los.
Ihr sagt: Das ist doch sonderbar!
sagt nun auch, wer der Graue war.

Fr. Blaul.

Lieber August!

Ich habe dir vor einiger Zeit die Geschichte von jenem Hund geschrieben, der den Mörder seines Herrn in einem Zweikampf besiegte. Du hast mich gebeten, dir noch einige solche Geschichten von der Treue und Anhänglichkeit des Hundes gegen den Menschen mitzutheilen. Hier sind sie.

Ein Gelehrter hatte die Gewohnheit, wenn er sich ins Bett gelegt hatte, noch zu lesen. Bisweilen schlief er vor Müdigkeit ein, ohne vor-

her das Licht auszulöschen. Wenn er indessen wieder aufwachte, so war das Licht ausgelöscht, und doch war niemand im Zimmer als sein Hund. Eines Abends legte er sich wieder ins Bett, las einige Zeit, und that dann, als ob er fest eingeschlafen sey. Nicht lange, so sprang der Hund auf den Stuhl, und von dem Stuhl auf den Tisch, hob die eine Vorderpforte auf, und drückte mit derselben das Licht nieder, daß es auslöschte; darnach sprang er wieder auf den Boden und legte sich an seinen Platz.

Zu Rom lebte vor langer Zeit ein blinder Bettler, welchen ein Hund in den Straßen herumführte. Hatte der arme Mann an einem Hause ein Almosen erhalten, so führte ihn der Hund weiter. Wenn die Leute Geld aus dem Fenster auf die Straße warfen, so suchte es der Hund, hob es mit dem Maule auf, und ließ es in den Hut seines blinden Herrn fallen. Selbst wenn die Leute ein Stücklein Brod aus dem Fenster warfen, fraß er nichts davon, sondern brachte es seinem Herrn.

Vor langer Zeit reiste der Oberleutnant Caspar von Brandenburg mit einem Bedienten und einem Hündchen über den großen Bernhardsberg. Das ist ein hoher mit ewigem Schnee und Eis bedeckter Berg in der Schweiz, über den eine große Straße nach Italien geht. Unsre Reisenden hatten das Unglück, daß sie von einer ungeheuern Menge Schnee, der vom Gipfel

des Berges herabgerollt kam, überschüttet und lebendig begraben wurden. Nur das Hündchen wurde nicht verschüttet, und als es auf einmal seinen Herrn nicht mehr sah, fieng es erbärmlich an zu heulen und den Schnee wegzuscharren. Als aber das treue Thierchen merkte, daß es mit seinen kleinen Pfötchen nichts auszurichten vermochte, so lief es nach einem Kloster zurück, in welchem sein Herr Tags zuvor über Nacht geblieben war. Hier bellte es die Mönche an, zupfte sie an den Kleidern, lief nach der Thüre, kam wieder zurück, bellte, blickte wieder nach der Thüre, winselte und kratzte, kurz, es suchte den Mönchen zu verstehen zu geben, daß sie mitgehen möchten. So that es den ganzen Tag und die ganze Nacht. Am Morgen wurden endlich die Mönche aufmerksam, und giengen dem Hündchen nach. Er führte sie bis zu dem Schnee; da kratzte es, bellte die Mönche an, und wedelte freundlich mit dem Schwanz. Und nun fiengen die Mönche zu begreifen an, was das treue Thierchen wolle. Sie holten Schaufeln und Hacken herbei, und zogen die zwei Unglücklichen heraus, nachdem sie 36 Stunden unter dem Schnee zugebracht hatten. Sie waren beide noch am Leben.

Lieber August, du siehst aus dieser Erzählung, daß auf dem großen Bernhardsberg ein Kloster ist, woselbst zehn bis zwölf Mönche wohnen, welche den Reisenden alle mögliche Hülfe leisten. Denn wenn auf diesem Berge ein dicker Nebel oder ein Schneegestöber kommt, so wird

es den Reisenden sehr schwer, den Weg zu finden und weiter fortzukommen. Die einen sinken vor Ermattung nieder, andere werden vom Schnee begraben, noch andere fallen in Abgründe. Da haben denn die Mönche Hunde, welche sie dann mitnehmen oder allein fortschicken. Sobald der Hund einen unglücklichen Reisenden findet, so springt er zurück und gibt den Mönchen durch Springen und Bellen zu verstehen, daß sie mitgehen sollen. So führt er sie zu dem Reisenden hin. Bisweilen hängen sie einem Hunde ein Fläschchen mit Branntwein oder ein Körbchen mit Brod um den Hals. Er läuft dann fort und bringt diese Erquickung einem ermatteten Wanderer, den sie aufgespürt haben. Ein solcher Hund, Namens Barry, ließ sich nie an sein Geschäft mahnen. Sobald ein Nebel oder ein Schneegestöber kam, sprang er fort, rannte bellend nach den gefährlichen Stellen der Straße, und sah, ob er nicht einen Versinkenden halten oder einen Vergrabenen hervorscharren könne. Konnte er nicht helfen, so eilte er in großen Sätzen nach dem Kloster zurück und holte die Mönche herbei. So rettete er in zwölf Jahren vierzig Menschen. Als er alt und kraftlos wurde, sandte man ihn in die Stadt Bern, wo er starb. Lebe wohl.

Vom Hund.

Der Hund an seiner Kette
liegt da die ganze Nacht,

ihm ist kein warmes Bette
wie euch zurecht gemacht.

Hat keinen Schlaf und Schlummer
und drückt kein Auge zu,
wenn ohne Leid und Kummer
der Müller schläft in Ruh.

So ist er auf der Lauer,
ein Wächter brav und treu;
ihn schreckt kein Regenschauer,
ihn macht kein Wetter scheu.

Und während ohne Sorgen
sein Herr, der strenge, ruht,
da wacht er bis zum Morgen,
und hält sein Gut in Hut.

Er bellt und rührt sich wacker,
hört er nur einen Laut,
und bleckt die schärfsten Hacker,
wenn einer her sich traut.

Und steigt gar auf die Mauer
so ein verstohlner Dieb,
da spricht er ohne Schauer:
„Ist dir dein Leben lieb,
so mach nicht auf den Riegel,
und thu' nicht auf das Thor,
sonst pack ich dich beim Flügel
und schüttle dich am Ohr."

Und ruht nicht eher wieder,
bis sauber ist der Ort;
dann reckt er seine Glieder,
und murrt in einem fort.

Doch morgens in der Frühe

stellt sich ein Hunger ein;
da soll für seine Mühe
ihm auch ein Frühstück seyn.

Drum springt die Magd zum Keller,
und bringt ihm Brod und Milch,
und brockt es in den Teller,
und stellt's ihm hin gutwillig.

Und wie sie ihn so streichelt,
das freut den wackern Hans;
er schmunzelt und er schmeichelt,
und wedelt mit dem Schwanz.

Und stellt sich auf die Socken
und macht sein Kompliment,
dann schlingt er erst die Brocken —
das ist des Liedes End'.

Fr. Güll.

Die treuen Thiere.

Es war einmal ein Mann, der hatte gar nicht viel Geld, und mit dem wenigen, was ihm übrig blieb, zog er in die weite Welt. Da kam er in ein Dorf, wo die Jungen zusammenliefen, schrien und lärmten. „Was habt ihr vor, ihr Jungen?" fragte der Mann. „Ei," antworteten sie, „da haben wir eine Maus, die muß uns tanzen, seht einmal, was das für ein Spaß ist, wie die herumtrippelt!" Den Mann aber dauerte das arme Thierchen, und er sprach: „Laßt die Maus laufen, ihr Jungen, ich will euch auch Geld geben." Da gab er ihnen Geld, und sie ließen die Maus gehen. Die lief, was sie konnte,

in ein Loch hinein. Der Mann gieng fort, und kam in ein anderes Dorf, da hatten die Jungen einen Affen, der mußte tanzen und Purzelbäume machen, und sie lachten darüber, und ließen dem Thier keine Ruh. Da gab ihnen der Mann auch Geld, damit sie den Affen losließen. Danach kam der Mann in ein drittes Dorf, da hatten die Jungen einen Bären an der Kette, der mußte sich aufrecht setzen und tanzen, und wenn er dazu brummte, wars ihnen eben recht. Da kaufte ihn der Mann auch los, und der Bär war froh, daß er wieder auf seine vier Beine kam, und trabte fort.

Der Mann aber hatte nun sein bischen übriges Geld ausgegeben und keinen rothen Heller mehr in der Tasche. Da sprach er zu sich selber: „Der König hat so viel in seiner Schatzkammer, was er nicht braucht; Hungers kannst du nicht sterben, du willst da etwas nehmen, und wenn du wieder zu Geld kommst, kannst dus ja wieder hinlegen.“ Also machte er sich über die Schatzkammer, und nahm sich ein wenig davon, allein beim Herausschleichen ward er von den Leuten des Königs erwischt. Sie sagten, er wäre ein Dieb, und führten ihn vor Gericht, und weil er unrecht gethan hatte, ward er verurtheilt, daß er in einem Kasten sollte aufs Wasser gesetzt werden. Der Kastendeckel war voll Löcher, damit Luft hinein konnte; auch ward ihm ein Krug Wasser und ein Laib Brot mit hinein gegeben.

Wie er nun so auf dem Wasser schwamm,

und recht in Angst war, hört er was krabbeln am Schloß, nagen und schnauben. Auf einmal springt das Schloß auf, und der Deckel fährt in die Höhe, und stehen da Maus Affe und Bär, die hattens gethan; weil er ihnen geholfen hatte, wollten sie ihm wieder helfen. Nun wußten sie aber nicht was sie noch weiter thun sollten, und rathschlagten mit einander. Indem kam ein weißer Stein auf dem Wasser daher geschwommen, der sah aus wie ein rundes Ei. Da sagte der Bär: „Der kommt zu rechter Zeit, das ist ein Wunderstein; wem der eigen ist, der kann sich wünschen wozu er nur Lust hat.“ Da fieng der Mann den Stein auf, und wie er ihn in der Hand hielt, wünschte er sich ein Schloß mit Garten und Marstall, und kaum hatte er den Wunsch gesagt, so saß er in dem Schloß mit dem Garten und dem Marstall, und war alles so schön und prächtig, daß er sich nicht genug verwundern konnte.

Nach einer Zeit zogen Kaufleute des Weges vorbei. „Sehe einer,“ riefen sie, „was da für ein herrliches Schloß steht, und das letztemal, wie wir vorbeikamen, lag da noch schlechter Sand.“ Weil sie nun neugierig waren, giengen sie hinein, und erkundigten sich bei dem Mann, wie er alles so geschwind hätte bauen können. Da sprach er: „Das hab ich nicht gethan, sondern mein Wunderstein.“ „Was ist das für ein Stein?“ fragten sie. Da gieng er hin und holte ihn, und zeigte ihn den Kaufleuten. Die hatten große Lust

dazu, und fragten ob er nicht zu erhandeln wäre, auch boten sie ihm alle ihre schönen Waaren dafür. Dem Manne stachen die Waaren in die Augen, und weil das Herz unbeständig ist und sich nach neuen Dingen sehnt, so ließ er sich bethören, und meinte, die schönen Waaren wären mehr werth, als sein Wunderstein, und gab ihn hin. Kaum aber hatte er ihn aus den Händen gegeben, da war auch alles Glück dahin, und er saß auf einmal wieder in dem vorschlossenen Kasten auf dem Fluß mit einem Krug Wasser und einem Laib Brot.

Die treuen Thiere Maus Affe und Bär, wie sie sein Unglück sahen, kamen wieder, und wollten ihm helfen, aber sie konnten nicht einmal das Schloß aufsprengen, weils viel fester war als das erstemal. Da sprach der Bär: „Wir müssen den Wunderstein wieder schaffen, oder es ist alles umsonst.“ Weil nun die Kaufleute in dem Schloß noch wohnten, giengen die Thiere mit einander hin, und wie sie nahe dabei kamen, sagte der Bär: „Maus, geh hin und guck einmal durchs Schlüsselloch, und sieh was anzufangen ist; du bist klein, dich merkt kein Mensch.“ Die Maus war willig, kam aber wieder und sagte: „Es geht nicht, ich habe hineingeguckt, der Stein hängt unter dem Spiegel an einem rothen Bändchen, und hüben und drüben sitzen ein Paar große Katzen mit feurigen Augen, die sollen ihn bewachen.“ Da sagten die andern: „Geh nur wieder hinein, und warte bis der Herr im

Bett liegt und schläft, dann schleich dich durch ein Loch hinein, und kriech aufs Bett, und zwick ihn an der Nase, und beiß ihm seine Haare ab.“ Die Maus gieng wieder hinein, und that wie die andern gesagt hatten, und der Herr wachte auf, rieb sich die Nase, war ärgerlich, und sprach: „Die Katzen taugen nichts, sie lassen die Mäuse herein, die mir die Haare vom Kopf abbeißen,“ und jagte sie alle beide fort. Da hatte die Maus gewonnen Spiel.

Wie nun der Herr die andere Nacht wieder eingeschlafen war, machte sich die Maus hinein, knuperte und nagte an dem rothen Band, woran der Stein hieng, so lang bis es entzwei war, und herunterfiel; dann schleifte sies bis zur Hausthür. Das ward aber der armen kleinen Maus recht sauer, und sie sprach zum Affen, der schon auf der Lauer stand: „Nimm du nun deine Pfote und hols ganz heraus.“ Das war dem Affen ein Leichtes, der trug den Stein, und sie giengen so mit einander bis zum Fluß. Da sagte der Affe: „Wie sollen wir nun zu dem Kasten kommen?“ Der Bär antwortete: „Das ist bald geschehen, ich gehe ins Wasser und schwimme; Affe, setze du dich auf meinen Rücken, halt dich aber mit deinen Händen fest, und nimm den Stein ins Maul; Mäuschen, du kannst dich in mein rechtes Ohr setzen.“ Also thaten sie, und schwammen den Fluß hinab. Nach einiger Zeit gings dem Bären zu still her, er fing an zu schwatzen und sagte: „Hör, Affe, wir sind doch brave Ka-

meraden, was meinst du?" Der Affe aber antwortete nicht und schwieg still. „Ist das Manier?" sagte der Bär, „willst du deinem Kameraden keine Antwort geben? Ein schlechter Kerl, der nicht antwortet!" Da konnte sich der Affe nicht länger zurückhalten, ließ den Stein ins Wasser fallen, und sprach: „Wie konnt ich mit dem Stein im Mund dir antworten? Jetzt ist er verloren, und daran bist du Schuld." „Zankt nur nicht," sagte der Bär, „wir wollen schon etwas erdenken." Da berathschlagten sie sich, und riefen die Laubfrösche, Unken und alles Gethier, das im Wasser lebt, zusammen, und sagten: „Es wird ein gewaltiger Feind über euch kommen, macht, daß ihr Steine zusammenschaft, so viel ihr könnt, so wollen wir euch eine Mauer bauen, die euch schützt." Da erschraken die Thiere, und brachten Steine von allen Seiten herbeigeschleppt, endlich kam auch ein alter dicker Quackfrosch aus dem Grund herauf gerudert, und hatte das rothe Band mit dem Wunderstein im Mund. Da war der Bär froh, nahm dem Frosch seine Last ab, sagte es wäre alles gut, sie könnten wieder nach Haus gehen, und machte einen kurzen Abschied. Darauf fuhren die drei den Fluß hinab zu dem Mann im Kasten, sprengten den Deckel mit Hülfe des Steins, und kamen zu rechter Zeit, denn er hatte das Brot schon aufgezehrt und das Wasser getrunken, und war schon halb verschmachtet. Wie er aber den Wunderstein wieder in die Hände bekam, wünschte er sich eine gute Gesundheit,

und versetzte sich in sein schönes Schloß mit dem Garten und Marstall; da lebte er vergnügt, und die drei Thiere blieben bei ihm, und hattens gut ihr Lebelang.

Br. Grimm.

Lieber Julius!

Wenn du wieder in einen Wald kommst, so betrachte doch die Moose, diese Zwerge im Reiche der Pflanzen, etwas genauer, so wirst du dich nicht wenig über ihre zierliche Gestalt wundern müssen. Besonders verdient das sogenannte goldene Frauenhaar unsere Bewunderung. Betrachte die feinen dunkelgrünen Blättchen, die haardünnen Stengelchen, welche in der Sonne wie braunes Gold schimmern, und auf denen niedliche Kapselchen mit einem gelben Filzmützlein sitzen. Dann bleibe vor einer alten Fichte stehen. Was ist das für ein gewaltiger Riese gegen ein solches Moos! Kerzengerade wie eine ungeheuere Nadel steigt der Stamm in die Luft, als wollte er Wolken und Stürmen Trotz bieten. Nun betrachte aber die Blätter dieses Baumriesen, wie dünn schmal und spitzig sind sie! Wie breit und lang sind dagegen die Blätter der Eiche. Und doch sind das die größten Blätter noch nicht. Ich weiß ein Blatt von einer Palme, das man gemessen hat, dessen Stiel ist elf Fuß hoch, also zweimal so hoch als ein Mensch, und das Blatt selbst ist sechzehn Fuß breit, so daß eine Tafel von sechs Menschen unter dem Schatten dieses

einzigen Blattes sitzen kann. Was ist das für ein Riesenblatt gegen eine kleine Fichtennadel. Und doch sind beide ein Wunder vor unsern Augen, und es wäre ganz thöricht, wenn die Fichte nicht mit ihren Nadeln zufrieden seyn wollte, wie uns das ein berühmter Dichter, mit Namen Fr. Rückert, lehrt in einem Gedicht, welches ich dir beilege. Lebe wohl.

Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald,
in gutem und schlechtem Wetter,
das hat von unten bis oben
nur Nadeln gehabt statt Blätter.
Die Nadeln, die haben gestochen,
das Bäumlein, das hat gesprochen:
Alle meine Kameraden
haben schöne Blätter an,
und ich habe nur Nadeln,
niemand rührt mich an.
Dürft ich wünschen, wie ich wollt,
wünscht ich mir Blätter von lauter Gold.
Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
und früh ist's aufgewacht,
da hatt' es goldene Blätter fein,
das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: Nun bin ich stolz,
goldne Blätter hat kein Baum in Holz.
Aber wie es Abend ward,
gieng der Jude durch den Wald,

mit großem Sack und großem Bart,
der sieht dte goldnen Blätter bald.
Er steckt sie ein, geht eilend fort,
und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein spricht mit Grämen:
Die goldnen Blättlein dauern mich,
ich muß vor den andern mich schämen,
sie tragen so schönes Laub an sich.
Dürft ich mir wünschen noch etwas,
so wünscht ich mir Blätter von hellem Glas.

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
und früh ist's wieder aufgewacht;
da hatt' es glasene Blätter fein,
das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: Nun bin ich froh,
kein Baum im Walde glitzert so.

Da kam ein großer Wirbelwind
mit einem argen Wetter,
der fährt durch alle Bäume geschwind,
und kommt an die glasenen Blätter;
da lagen die Blätter von Glase
zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern:
Mein Glas liegt in dem Staub,
die andern Bäume dauern
mit ihrem grünem Laub.
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
wünsch ich mir grüne Blätter wohl.

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
und wieder früh ists aufgewacht,
da hatt' es grüne Blätter fein.

Das Bäumlein lacht
und spricht: Nun hab ich doch Blätter auch,
daß ich mich nicht zu schämen brauch.
Da kommt mit vollem Euter
die alte Geis gesprungen;
sie sucht sich Gras und Kräuter
für ihre Jungen.
Sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.
Da war das Bäumlein wieder leer.
Es sprach nun zu sich selber:
Ich begehre nun keine Blätter mehr,
weder grüner, noch rother, noch gelber.
Hätt' ich nur meine Nadeln,
ich wollte sie nicht tadeln.
Und traurig schlief das Bäumlein ein,
und traurig ist es aufgewacht.
Da besieht es sich im Sonnenschein,
und lacht und lacht.
Alle Bäume lachen's aus,
das Bäumlein macht sich aber nichts draus.
Warum hat's Bäumlein denn gelacht?
und warum denn seine Kameraden?
es hat bekommen in einer Nacht
wieder alle seine Nadeln,
daß jedermann es sehen kann.
Geh' naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an.
Warum denn nicht?
Weils sticht.

Lieber Albert!

Du hast von deinen Eltern an Weihnachten unter andern auch einen Nußknacker zum Geschenk bekommen. Ich wünsche nur, daß dir die Nüsse zum Aufknacken nie fehlen mögen. Bäume und Stauden, auf denen welche wachsen, gibt es genug auf der Welt. Die vergoldeten und versilberten Nüsse, welche deine Mutter an den Weihnachtsbaum hängt, wachsen auf einem großen Baum, welcher auf deutsch der Wallnußbaum und auf lateinisch juglans regia heißt. An seinen Zweigen hängen aber die Nüsse nicht so, wie am Weihnachtsbaum, sondern da sind sie in eine grüne bittere Hülle eingeschlossen, gerade wie die Kastanien. Wenn die Nüsse im Herbst reif werden, springt diese grüne Hülle auf, und die Nüsse fallen heraus.

Nun bedenke, wie fest und hart ist eine Nußschale. Willst du den Kern haben, so mußt du die Schale entweder mit einem Hammer zerschlagen oder mit deinem Nußknacker zerknacken. Nun weißt du, daß in dem Kern der Keim zu einem neuen Nußbaum steckt; wie kann nun oben das Keimlein und unten das Würzelchen zu der harten Schale herauswachsen, wenn die Nuß niemand aufmacht? Dafür ist gesorgt. Wenn man die Nuß in die Erde steckt, so thut sich die harte Schale nach einigen Wochen von selbst auf, und läßt oben das Keimlein an den warmen Sonnenschein heraus, während das Würzelchen ganz verstohlens

in die Erde schlüpft und das Keimlein ernährt; und so wachsen beide fort, bis endlich ein gewaltiger Baum dasteht, der viel hundert Nüsse trägt.

Nun eine welsche Nuß geht recht wohl in deinen Nußknacker; aber ich weiß eine Nuß', die ist so groß, daß dein Knacker wie ein Kopf und von Eisen seyn müßte, wenn du sie aufknacken wolltest, und dann würden deine Händlein noch zu schwach dazu seyn. Den Baum, der diese Nuß trägt, nennt man die Cocospalme. Sie wächst nur in ganz heißen Ländern, am liebsten auf Inseln an den sandigen Ufern des Meeres. Sie sieht aber gar nicht so aus, wie ein Birn- oder Apfelbaum, denn sie hat zwar einen schlanken hohen Stamm, aber keine Aeste. Merke wohl, lieber Albert, statt der Aeste haben alle Palmen zu oberst eine prächtige Krone von großen Blättern. Da ist denn der Blattstiel bisweilen dicker als ein Arm, und so lang wie ein Mann, und vorn an dem Stiel steht ein rundes Blatt, das so groß ist, daß unter denselbigen, wie unter einem gewaltigen Sonnenschirm 6—8 Menschen im Schatten stehen können. Das mag ein Blatt seyn! So trägt denn auch die Cocospalme auf ihrem hohen Haupte eine Krone von 20—28 langen Blättern mit der sie den Schiffern schon in weiter Ferne entgegenwinkt. Jedes Monat wächst ein neues Blatt, während ein altes abfällt. Drei Monate braucht ein Blatt bis es ganz ausgewachsen ist. Schon daraus kannst

du abnehmen, was das für ungeheuere Blätter seyn müßen.

Zwischen den Stielen der Blätter brechen am Stamm die großen Fruchtstiele hervor, an denen sich die Blüthen und Früchte ansetzen. Die Früchte sind Nüsse, so groß wie dein Kopf. Auf einem Baum hängen gewöhnlich zwölf Büschel solcher Nüsse, die einen noch unreif, andere halb reif, noch andere ganz reif. Denn mit der Cocospalme ist es nicht, wie mit unsern Obstbäumen, welche im Jahr nur einmal blühen und Früchte tragen, sondern sie blüht zu jeder Zeit und trägt das ganze Jahr Früchte.

Nun laß dir eine Cocusnuß beschrieben. Wie die Wallnüsse, so lange sie auf dem Baum hängen, in einer grünen Hülle eingeschlossen sind, so liegt auch die Cocusnuß in einer solchen Hülle, die drei Finger dick und aus lauter Fäden zusammengesetzt ist. Hat man diese Hülle weggethan, dann kommt erst die eigentliche Nußschale, welche sehr hart und dick ist, und unten drei kleine runde Löcher hat, aus denen beim Keimen das Würzelchen herauswächst. Ist die Cocosnuß sechs Monate alt, so ist sie voll Wasser, das angenehm süßlich schmeckt; in den nächsten drei Monaten wird dieses Wasser zu einem Mark, in dessen Mitte der Kern liegt; und wieder in drei Monaten wird das Mark ganz hart, der Kern ist dann ausgewachsen, und die Nuß fällt ab.

Nun laß dir noch sagen, zu was alles man die Cocospalme brauchen kann. Die Blätter, so

lange sie noch jung und zart sind, kocht und ißt man wie bei uns den Kohl; aus den ausgewachsenen Blättern und Blattstielen macht man Hüte, Fächer, Sonnenschirme, Siebe, Körbe, Besen u. drgl., auch decken die Indianer ihre Hütten damit; aus den Blüthenstielen fließt, wenn man hineinschneidet, ein süßer Saft, aus dem man ein liebliches Getränk bereitet, das man Palmwein nennt; aus der faserigen Hülle der Nuß, die sich wie Flachs bearbeiten läßt, macht man Garn, Bindfäden, Stricke zu Kleidern, Fischnetzen u. drgl. Dingen; das süßliche Wasser, das in der sechs Monat alten Nuß ist, gibt ein kühlendes Getränk; den großen Kern der Nuß, der wie süße Mandeln schmeckt, ißt man entweder roh, oder mit Essig und Salz als Salat, auch kocht man daraus ein Oel, das man wie Butter an die Speisen thut; aus der harten Nußschale verfertigt man Schüsseln, Büchsen und Becher, die sehr zierlich geschnitzt und oft mit Silber eingefaßt sind.

So ist denn die Cocospalme nicht blos ein prachtvoller, sondern ein gar segensreicher Baum. Lebe wohl.

Lieber Gottfried!

Kannst du mir den schärfsten Sinn des Hundes nennen? Du wirst wohl errathen, daß ich seinen Geruch meine, und gewiß hat kein Thier einen so feinen Geruch, wie der Hund. Du wirst dich in der That schon oft drüber gewun-

dert haben, mit welcher Sicherheit der Jagdhund die Spur eines Haasen stundenweit verfolgt, bis er ihn aufjagt. Noch viel erstaunenswürdiger ist es, daß der Hund die Fußtritte seines Herrn unter den Fußtritten aller andern Menschen durch den Geruch herausfindet, und demselbigen viele Stunden weit nachläuft. Der Hund riecht also Dinge, welche wir nicht riechen. Seine Nase ist daher auch immer in Bewegung, immer schnuppert er in der Luft oder auf dem Erdboden herum. Ich will dir nun einige Beispiele mittheilen, aus denen du die Schärfe und Feinheit seines Geruches besonders sehen kannst.

Ein Bauer gieng einmal mit seinem Hunde auf die Pariser Messe. Als ihm die Schildwache sagte, daß er seinen Hund nicht mitnehmen dürfe, ließ er denselben im Wachhause zurück und ging fort. Als er zurückkam, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß er keine Uhr mehr in der Tasche habe. Er bat daher die Wache um die Erlaubniß, seinen Hund mitnehmen zu dürfen, damit er ihm seine Uhr wieder suchen helfe. Dieses wurde ihm erlaubt. Der Bauer gab also dem Hunde zu verstehen, daß er etwas verloren habe, und ließ ihn so unter die Leute hinein. Nach einiger Zeit kam der Hund zurück, zupfte seinen Herrn am Rocke, bellte leicht, und lief einige Schritte vorwärts, als wollte er seinen Herrn auffordern, mit ihm zu gehen. Der Bauer gieng also mit, und der Hund führte ihn zu einem vornehmen Herrn, von dem er nicht mehr wegzu-

bringen war. Sogleich schöpfte der Bauer den Verdacht, es möchte ihm dieser Herr seine Uhr gestohlen haben. Er sagte das der Schildwache, diese machte Anzeige davon, und es wurde ein Polizeidiener abgeschickt, den Herrn zu verhaften. Es geschah, und siehe da, als man die Taschen desselben untersuchte, so fand man nicht weniger als acht Uhren und zwölf Dosen, die er den Leuten im Gedränge aus der Tasche gestohlen hatte. Der Bauer wurde nun hereingerufen, und mußte seine Uhr genau beschrieben. Er bat aber den Polizeibeamten, man möchte die Uhren in ein nahes Zimmer legen. Nachdem dieses geschehen war, befahl er dem Hunde, seine Uhr herzubringen. Man ließ den Hund in das Zimmer, er schnupperte an den Uhren, erkannte diejenige, welche seinem Herrn gehörte an Geruch, und brachte sie.

Zwei Freunde ritten einmal mit einander spatzieren. Da wettete der eine mit dem andern, daß sein Hund einen Zwölfer wiederfinden werde, den er unbemerkt auf die Straße werfen wolle. Gesagt, gethan. Nach einiger Zeit rief er dem Hunde zu: Such verloren. Sogleich lief der Hund zurück, die beiden Freunde aber ritten bald darauf nach Hause. Wie erstaunte der eine, als sein Hund übernacht ausblieb, und erst am andern Tag mit einem Paar Hosen ankam, in denen eine Uhr, etwas Geld, und darunter auch der Zwölfer war. Er ließ nun in den Zeitungen bekannt machen, sein Hund habe diese Beinklei-

der nach Hause gebracht, der Eigenthümer möchte sich melden. Da meldete sich ein Bauer und erzählte Folgendes: Er habe den Zwölfer aufgehoben und eingesteckt. Nicht lange darauf sey ihm der Hund zugelaufen, habe ihn in das Wirthshaus begleitet und sich in der Schlafkammer ruhig neben sein Bette gelegt. Am andern Morgen hätte der Hund seine Hosen ergriffen, und sey damit zur Thüre hinaus auf und davon gelaufen.

So hatte also der Hund herausgebracht, daß der Bauer den Zwölfer in der Hosentasche habe. Dazu gehört eine feine Nase! Lebe wohl.

Merk auf mein Schätzchen,
was ich weiß
vom
Schmunzelkätzchen
und
Bullenbeiß.

Das Kätzlein sitzt vor dem Haus,
und putzt sich die Augen aus;
streicht dabei zierlich und zart
ihren schönen weißen Bart,
daß er sich nicht runzelt;
so sitzts da und schmunzelt.
Kämmt sich auch ganz nach der Mode
mit ihrer rosenfarbigen Pfote;
und ihr hüpfendes Schwänzlein
tanzt dabei ein lustiges Tänzlein.

Dann krümmt sie den Rücken
und kauert nieder,
fängt Schnacken und Mücken,
und lauert wieder.
Tappt
mit seinem Tätzchen
und schnappt
nach einem Spätzchen.
Schnurrt
und surrt
wie einem Spinnmädchen
sein Spinnrädchen,
oder wie einer Hummel
ihr Gebrummel.
So gemüthlich sitzt sie
auf dem Stein,
und die Ohren spitzt sie
oft und fein.
Wie sie aber so gähnt,
und sich so dehnt,
kommt auf einmal aus dem Haus
der Bullenbeis heraus,
gesprungen wie ein Gaul
mit einem entsetzlichen Maul,
und bleckt die Zähne zum Schaudern.
Das Kätzlein siehts und will nicht zaudern,
und will sich verstecken
in einer Ecken.
Aber der Bull fängt an zu bellen,
daß ihr die Ohren gellen,
daß ihr Hören und Sehen

und alle Sinne vergehen.
Der Bullenbeiß schreit: Wu, wu!
Das Kätzlein bleibt in Ruh.
Er bellt nochmal: Wu, wu!
Kätzlein sagt nichts dazu.
Der Bullenbeiß schreit: Hoho!
Kätzlein machts wieder so.
Der Bullenbeiß schreit: Hau, hau!
Das Kätzlein munzt: Miau!
Und krümmt ihren Buckel
wie eine borstige Suckel.
Ihre Augen funkeln
wie zwei Kohlen im Dunkeln.
Fängt auch mit Schnauz und Nasen
erschrecklich an zu blasen.
Nun hält sie bereit zum hitzigen
Gefecht die Krallen, die spitzigen,
und wie er wieder bellt,
sitzt sie auf seinem Nacken,
und zwickt und zwackt und krällt
mit ihren scharfen Hacken.
Und dem Bullenbeiß
wird's so schwül und heiß,
daß er nimmer weiß
wo hinaus
und wo heraus.
Er schüttelt sich
und rüttelt sich:
nützt nichts.
Er schnappt
und schnauft,

er trappt
und lauft:
schützt nichts,
denn das zornige Kätzlein
schwingt noch immer sein Tätzlein;
hält ihn wacker fest beim Schopf,
und zaust noch tapfer seinen Kopf;
bis er bittelt und bettelt,
und endlich ganz
demüthig wedelt
mit seinem Schwanz.
Da springt das Kätzlein herunter
auf den Stein
und sagt: Jetzunder
laß ich's seyn;
hat auch weiter keinen Trutz,
und macht sich wieder zurecht den Putz.
Das Kätzlein schnurrt und surrt,
der Bullenbeiß murrt und knurrt,
und denkt in seinen Sinn:
„Da geh ich nimmer hin.
Das Kätzlein hat scharfe Krallen,
die haben mir nicht gefallen.
Nun will ich sie nimmer anbellen,
dann wird sie auch nimmer krällen."
Jetzt kommt der Metzger heraus,
und lacht ihn brav aus.
Legt ihm einen Strick
um sein Genick,
jagt ihn ins bretterne Haus. —
So geht die Geschichte aus.

Der Elephant.

1.

Der Elephant ist das größte Landthier und wird 100—200 Jahre alt. Sechs Ochsen sind erst so schwer als ein Elephant, denn er wiegt 6000—7000 Pfund. Seine Haut ist so dick wie ein Daumen, hat aber keine Haare, sondern nur einzelne Borsten.

Der Kopf des Elephanten ist sehr groß, die Augen sind klein, die Ohren haben große herabhängende Ohrlappen. Aus dem Maule ragen zwei gewaltige Stoßzähne hervor, mit welchen er sich gegen Menschen und Thiere vertheidigt. Ein einziger Stoßzahn eines alten Elephanten ist über 100 Pfund schwer, also schwerer als ein Mensch. Was gehört für eine Stärke dazu, zwei solche Zähne in seinem Maul herumzutragen!

Was wir aber am Kopfe des Elephanten am meisten bewundern müßen, ist seine lange Nase, welche man gewöhnlich den Rüssel nennt. Alles das, was wir mit dem Arm und der Hand thun, thut der Elephant mit der Nase. An dieser künstlichen Nase ist vorn ein Finger, mit dem er die kleinsten Sachen z. B. eine Nadel anfassen und aufheben kann. In der Wildniß langt er mit der Nase auf die Bäume, bricht die Früchte ab und biegt die Aeste herunter, um das Laub abzufressen. Ein zahmer Elephant macht mit dem Nasenfinger Knöten auf, dreht damit Schlüssel

herum und sperrt Thüren auf, zieht den Pfropf aus einer Flasche heraus, pflückt Blumen ab und riecht daran, ja er langt mit seiner Nase den Leuten in die Tasche und holt die Aepfel und Birnen heraus. Und was hat der Elephant in seiner Nase für eine Stärke! Schenkeldicke Bäume reißt er damit aus dem Erdboden, zieht Balken fort, wirft Mauern ein, schlägt Menschen Ochsen und Tiger damit zu Boden.

Die Füße des Elephanten, die seinen schweren Leib tragen, sind wie kleine Säulen so dick. Und doch, wenn er im Schritt geht, so geht er so schnell als ein Pferd im Trab. Seine Stimme ist ein fürchterliches Geschrei, besonders wenn er erschrickt; außerdem kann er auch mit seiner Nase trompeten.

Daß sich dieses mit so gewaltigen Stoßzähnen und einem so starken Rüssel ausgerüstete Thier nicht vor einem Tiger fürchtet, ist wohl begreiflich; und doch — wer sollte es glauben — fürchtet sich dieser Riese vor einem winzigen Zwerg, nemlich vor einer Maus.

2.

Das Vaterland der Elephanten ist das heiße Asien und Afrika. Daselbst leben sie heerdenweise beisammen in großen Wäldern und tiefen Thälern, wo es viel Wasser gibt; denn ein Elephant sauft alle Tage dreißig Eimer Wasser und frißt eine unglaubliche Menge Gras, Baumblätter und Früchte. Dazu wird er trotz seines

dicken Felles von Stechmücken und Bremsen sehr geplagt, auch wird seine Haut von der großen Hitze leicht spröde und bekommt Risse, darum hält er sich am liebsten an schattigen und feuchten Orten auf, geht gerne in das Wasser und badet sich oft. Je tiefer das Wasser ist, desto lieber ist es ihm, denn so plump er auch aussieht, so schwimmt er doch vortrefflich und streckt dabei nur seine Nase aus dem Wasser heraus. Ist das Wasser nicht so tief, daß er ganz hineingehen kann, so macht er den Rüssel voll und besprützt seinen ganzen Leib wie mit einer Spritze.

Der Elephant frißt Gras, Baumblätter, Früchte, Getraide, Reis u. s. w. Alles, was er fressen will, ergreift er erst mit dem Rüssel, auch das Wasser zieht er erst in die Nase, und spritzt es dann in das Maul. Bisweilen kommen die Elephanten aus den Wälderu heraus auf die Felder und verwüsten den Reis, das türkische Korn, und besonders das Zuckerrohr. Was sie nicht fressen, zertreten sie mit ihren dicken Füßen; ja sie zerstören dann auch die Hütten in den Dörfern und bringen die Menschen um, welche nicht fliehen. Und das ist für die Bauern dort zu Lande eine große Plage.

3.

Die Elephanten, welche in Asien und Afrika wild leben, werden gefangen und zahm gemacht. Ein Elephant ist leichter zu zähmen als irgend ein anderes wildes Thier und lernt die Worte

seines Wärters und Führers noch schneller und besser verstehen als der Hund. Dabei zeigt er so viel Verstand und Klugheit, daß man sich wundern muß. In alter Zeit, wo es noch keine Flinten und Kanonen gab, brauchte man die Elephanten im Krieg, band ihnen scharfe Schwerter an den Rüssel und den Leib, und setzte hölzerne Thürme mit Soldaten auf ihren Rücken. So ließ man sie dann unter die Feinde hinein. Wen sie nicht mit dem Rüssel niedermachten, den zertraten sie mit den Füßen, und die Soldaten schossen von ihrem Rücken herab mit Pfeilen und Wurfspießen. Wurde aber einem solchen Elephanten der Rüssel abgehauen, so ergriff er die Flucht.

Die heidnischen Könige in Asien halten sich viele tausend zahme Elephanten und reiten auf denselbigen. Jeder hat seinen eigenen Führer, welcher auf dem Halse sitzt und einen Stock mit einer eisernen Spitze in der Hand hält. Will der Elephant nicht folgen, so sticht ihn der Führer mit der Spitze oder schlägt ihn mit dem Stock. Nun kann man aber auf einem Elephanten nicht reiten wie auf einem Pferd, weil der Rücken desselben zu groß und breit ist. Daher schnallt man auf seinen Rücken auch keinen Sattel, sondern ein kleines Zelt, in welchem zwei Menschen sitzen können. Außerdem ist ein solcher Elephant mit prächtigen Decken und andern kostbaren Zierrathen reich geschmückt.

Diese asiatischen Könige haben auch weiße Elephanten, welchen ihre Unterthanen göttliche Ehre

erweisen, weil sie glauben, daß die Seelen der verstorbenen Könige in dieselbigen gefahren seyen. Daher hat auch jeder dieser weißen Elephanten einen eigenen Palast, und eine Anzahl Bediente. Man setzt ihnen das Fressen und Saufen in goldenen und silbernen Gefäßen vor. Sie tragen köstlichgestickte Decken, und ihre Stoßzähne sind mit Ringen von Gold und Silber geziert, welche mit Edelsteinen besetzt sind.

Außerdem aber werden die zahmen Elephanten auch zu allerlei Arbeiten, besonders zum Tragen großer Lasten gebraucht. Ein Elephant arbeitet mehr als sechs Pferde, frißt aber auch täglich eine ungeheuere Portion Reis, Brod, Gras und Heu. Will man ihn zur Arbeit anfeuern, so verspricht man ihm eine oder mehrere Flaschen Reisbranntwein, welchen er sehr gern säuft. Da strengt er denn alle seine Kräfte an, und arbeitet so viel er kann, will aber dann auch, daß man sein Versprechen halte, und wird wüthend, wenn man es nicht hält.

Die Spinne.

Nicht blos die Menschen, sondern auch die Thiere können spinnen und weben. Die Seidenraupe und die Spinne machen beide ein sehr künstliches Gewebe. Aber wo bringen sie die Fäden zu ihrem Gewebe her? Die Seidenraupe zieht ihren langen Faden mit den vorderen Füßen aus dem Mund. Das ist aber nicht so gemeint, als wenn sie den Faden schon im Magen

hätte und ihn zum Mund herauszöge, wenn sie ihn braucht; sondern es befindet sich in ihren Eingeweiden ein klebriger Saft, und aus diesem Saft spinnt sie den Faden.

Auch in den Eingeweiden der Spinne ist ein solcher Leim. Zieht aber die Spinne ihren Faden auch aus dem Mund? Nein, die Spinne hat am Bauch zum spinnen ein eigenes künstliches Werkzeug, welches man die Spinnwarze nennt, weil es wie eine kleine Warze aussieht. Die Spinnwarze hat unzählige kleine Löcher, aus jedem Loch kommt ein feines Röhrchen, und aus jedem Röhrchen ein so dünner Faden, daß man ihn gar nicht sehen kann. Nun denke einmal. Eine Spinnwarze hat 4000 Röhrchen. Wenn zu jedem Röhrchen ein Faden herauskommt, so kommen aus allen Röhrchen, 4000 Fäden und diese 4000 Fäden machen erst einen einzigen Faden aus. Wie wunderbar! Ein einziger Spinnfaden besteht also aus 4000 Fäden! Und doch ist dieser Faden noch so fein, daß man wohl mit Hebel ausrufen mag:

Nei, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarti Fäde zwirne cha!
Es machts so subtil und so nett,
i wott nit, aß i's z' hasple hätt.

Wo die Spinne geht, spinnt sie einen Faden, und wenn sie von einem Baumast auf die Erde herunter will, so befestigt sie erst einen Faden an den Ast, an welchen sie sich herabläßt. Will sie Halt machen, ehe sie auf den Boden kommt,

so verschließt sie die Spinnwarze, und nun hängt sie an ihrem Faden in der freien Luft. Will sie endlich wieder auf den Ast hinauf, so wickelt sie den Faden mit ihren Füßen zu einem Knäul und windet sich wieder in die Höhe. Die Hausspinne macht sich ihr Gewebe in die Ecken der Stuben, Kammern und Ställe. Wie fein ist ein solches Gewebe! Wenn man es um einen Finger wickelst, sieht man den ganzen Finger durch. Es ist mit Fäden an den Wänden befestigt. Aber ich sehe die Spinne nicht. Wo ist sie? Sie sitzt am Ende des Gewebes in einer runden seidenen Zelle. Damit sie es aber sogleich bemerkt, wenn eine Fliege in ihr Gewebe kommt, so hat sie vom Rand des Gespinnstes bis zu ihrer Zelle lange Fäden gespannt.

Andere Spinnen machen ordentliche Netze, die sie zwischen den Bäumen und andern Dingen ausspannen. Man nennt sie die Kreuzspinnen, weil sie auf dem Rücken die Gestalt eines Kreuzes haben. Diese Spinne macht ihr Netz mit solcher Kunst und Geschicklichkeit, daß wir billig darüber erstaunen. Hat sie es fertig, so setzt sie sich in die Mitte ihres Sommerhäuschens unter den freien Himmel.

In freie Lüfte wogts und schwankts,
und an der liebe Sunne hangts;
si schint em frei dur d' Beinle dur,
und s' isch em wohl. In Feld und Flur
sieht's Mückli tanze jung und feiß;
's denkt by nem selber: Hätti eis!

O Thierli, wi hesch mi verzückt!
Wie bisch so chlei, und doch so gschickt!
Wer het di au die Sache glehrt?
Denk wol, der wonis alli nährt,
mit milde Hände alli git.
Bis z'frieden, Er vergißt di nit.

Sie wartet nun geduldig und muß oft lange hungern. Merkt sie an dem Zittern des Netzes, daß sich eine Fliege gefangen hat, so eilt sie herbei, umwickelt die Fliege mit Fäden, daß sie sich nicht wehren und rühren kann, sticht ihr die zwei Freßzangen in den Leib, und saugt ihr den Saft aus. Ist sie gerade nicht hungrig, so hängt sie den Fliegenbraten in ihre Speisekammer.

Vom Spinnlein und Mücklein ein trauriges Stücklein.

Die Spinne hat gesponnen
den Silberfaden zart und fein.
Du Mücklein in der Sonnen,
nimm wohl in Acht die Flügelein!

Die Spinne hat gewebet
ihr seidnes Netz mit kluger Hand;
wer weiß, wie lang noch lebet
fein Mücklein, das die Flügel spannt.

Fein Mücklein, horcht, wie denkt es?
„Durch's Netz zu fliegen sey ein Spiel."
Frau Spinne aber fängt es
und speist es auf mit Stumpf und Stiel.

Fr. Güll.

O Thierli, wi hesch mi verzückt!
Wie bisch so chlei, und doch so gschickt!
Wer het di au die Sache glehrt?
Denk wol, der wonis alli nährt,
mit milde Hände alli git.
Bis z'frieden, Er vergißt di nit.

Sie wartet nun geduldig und muß oft lange hungern. Merkt sie an dem Zittern des Netzes, daß sich eine Fliege gefangen hat, so eilt sie herbei, umwickelt die Fliege mit Fäden, daß sie sich nicht wehren und rühren kann, sticht ihr die zwei Freßzangen in den Leib, und saugt ihr den Saft aus. Ist sie gerade nicht hungrig, so hängt sie den Fliegenbraten in ihre Speisekammer.

Vom Spinnlein und Mücklein ein trauriges Stücklein.

Die Spinne hat gesponnen
den Silberfaden zart und fein.
Du Mücklein in der Sonnen,
nimm wohl in Acht die Flügelein!
Die Spinne hat gewebet
ihr seidnes Netz mit kluger Hand;
wer weiß, wie lang noch lebet
fein Mücklein, das die Flügel spannt.
Fein Mücklein, horcht, wie denkt es?
„Durch's Netz zu fliegen sey ein Spiel."
Frau Spinne aber fängt es
und speist es auf mit Stumpf und Stiel.

Fr. Güll.